

## Zweite Periode.

### Althochdeutsche Zeit (750—1050).

#### 1. Karolingische Renaissance, Anfänge deutscher Prosa und geistliche deutsche Dichtung.



Initial a. d. Wischegrad  
Kodex. Prag. Univ.-Bibl.

Die Teilung des Reiches, die Zwiste und Greuelthaten in der Familie der Merowinger schwächten das königliche Ansehen und förderten die Rohheit und den Verfall der Sitten, der in allen Ständen sich geltend machte. Die Macht der Verwalter des königlichen Haushaltes (Maiores domus, Hausmeier) stieg immer mehr, und als seit Pippin dem Mittleren (687) immer nur ein einziger dem gesamten fränkischen Reiche vorstand, hing von diesem, als dem tatsächlichen Herrscher, allein die Verleihung der merowingischen Königskrone ab.

Diesem Schattenkönigtum machte der Majordomus Pippin der Kleine ein Ende, indem er selbst den Königstitel annahm (751) und damit die von Karl Martell bereits gegründete Herrschaft der Karolinger vollendete. Auf Pippin folgte Karl der Große (768), nach dem Tode seines Bruders Karlmann (771) alleiniger Herrscher der Franken. Mit ihm war, wie Papst Johann VIII. (872—882) sagte, gleichsam eine neue Welt aufgegangen. Die Begründung des Gottesstaates, wie ihn der heilige Augustin in den Grundzügen entworfen hatte, war das Ziel der Bestrebungen Karls des Großen, und der Verwirklichung dieser Idee war sein Leben geweiht. Groß war die Aufgabe, die er sich stellte, schwierig ihre Lösung. Die von Chlodwig geschaffene Vereinigung deutscher Stämme war in den Wirren, die unter seinen Nachfolgern ausgebrochen waren, gelockert worden oder gar in Trümmer gegangen. Eine Vereinigung der Franken und Sachsen ließ sich nicht erwarten, da beide Stämme sprachlich getrennt und letztere zum größten Teile noch heidnisch waren.

Die Tatkraft Karls aber besiegte alle Schwierigkeiten, die sich der Ausführung seines Planes entgegenstellten. Er bezwang die unzufriedenen Stämme und Großen des Frankenreiches, kämpft erfolgreich mit den Grenzvölkern und unterwirft nach langem, blutigem Kampfe auch die Sachsen und führt sie dem Christentum zu, damit das Werk des heiligen Bonifatius vollendend. Neu gegründete Marken schützten das Frankenreich gegen Angriffe von außen. Als dann am Weihnachtsfeste des Jahres 800 Papst Leo die Kaiserkrone auf das Haupt Karls setzte, schien die Idee des Gottesstaates verwirklicht. Das römische Cäsarentum lebte wieder auf und fand, teilweise unter Verbeibehaltung der Form, aber neu in Bedeutung und Wesen, seine Fortsetzung in dem christlichen Kaisertum deutscher Nation.

Die Tatkraft Karls aber besiegte alle Schwierigkeiten, die sich der Ausführung seines Planes entgegenstellten. Er bezwang die unzufriedenen Stämme und Großen des Frankenreiches, kämpft erfolgreich mit den Grenzvölkern und unterwirft nach langem, blutigem Kampfe auch die Sachsen und führt sie dem Christentum zu, damit das Werk des heiligen Bonifatius vollendend. Neu gegründete Marken schützten das Frankenreich gegen Angriffe von außen. Als dann am Weihnachtsfeste des Jahres 800 Papst Leo die Kaiserkrone auf das Haupt Karls setzte, schien die Idee des Gottesstaates verwirklicht. Das römische Cäsarentum lebte wieder auf und fand, teilweise unter Verbeibehaltung der Form, aber neu in Bedeutung und Wesen, seine Fortsetzung in dem christlichen Kaisertum deutscher Nation.

Mit der Verleihung der Kaiserkrone an Karl war dieser auch Schutzherr der Kirche geworden, und er war sich der damit verbundenen Rechte und Pflichten wohl bewußt. Wie er daher in politischer Beziehung die germanischen Stämme in eine der antiken Staatsidee nachgebildete strenge

Ordnung brachte, so suchte er auch durch die Provinzial-Nationalkonzilien in kirchlichen Dingen Einheit zu schaffen und die Verbindung mit Rom hochzuhalten. Bei diesen Versammlungen, die von Geistlichen und Weltlichen besetzt waren, wurde übrigens auch über weltliche Dinge verhandelt.

Die Züge nach Italien, das noch immer eine Küst- und Schatzkammer antiker Bildung war, gaben dem großen Kaiser Karl die Anregung zu seinen Kulturbestrebungen. Der Verkehr mit den langobardischen Fürsten und dem Papste, Unterredungen mit Gelehrten, der Anblick der herrlichen Baudenkmäler alter und neuer Zeit, all dies ließ ihn den tiefen Bildungsstand seines Volkes und seinen eigenen erkennen und erfüllte ihn mit dem Wunsche, sich und seine Franken auf die Stufe jener zu heben. Die Kaiserwürde aber machte es ihm zur Pflicht, den Franken die christlich-römische Kultur zu vermitteln. Und Karl, ein Mann, der wuchs mit seinen höheren Zwecken, hat dieses auch zum Teile erreicht und nicht bloß für seine, sondern auch für die folgende Zeit dem Gange der Bildung und Gesittung in Deutschland die Bahnen bestimmt. Nach römischem Muster, aber unter Wahrung der volkstümlichen Eigenart, gestaltete sich daher das wirtschaftliche Leben, wie auch Kunst und Wissenschaft unter dem Hauche der antiken Kunstform erblühten und eine Renaissance hervorriefen, die man, da ihren Inhalt christliche Lebensanschauungen bildeten, als christliche bezeichnen kann.

Groß als Krieger und als Staatsmann, wollte der Frankenherrscher seinem Volke auch selbst durch geistige Bildung voranleuchten, und da er sich des Mangels einer solchen bewußt war, suchte er sie durch Studium sich anzueignen. Männer, hervorragend in Kunst und Wissenschaft, berief er an seinen Hof. Die Hofschule (schola Palatina) in Aachen, die schon unter den Merowingern bestanden und eine Zeitlang auch geblüht hatte, wurde wieder ins Leben gerufen; sie verlieh dem Hofe Ansehen und Würde und übte ihren veredelnden Einfluß bald auch auf den Adel und Klerus aus. An der Spitze dieser ältesten Gelehrten- und Dichterkademie des Abendlandes stand der Kaiser selbst unter dem Namen „David“. Die Akademiker führten nämlich eigene Gesellschaftsnamen, die der heiligen oder profanen Geschichte entlehnt waren. Als Vorbilder wählten die Paladine für ihre literarischen Arbeiten die klassischen Dichter und Prosaiker ebenso wie die lateinisch-christlichen, in deren Werken man eine durch das Christentum veredelte Fortentwicklung jener erblickte. Um die Werke der Klassiker zu verstehen und nachahmen zu können, war für die Mitglieder dieser Gelehrtenrepublik die Kenntnis des Lateinischen notwendig, und da in ihr fast alle Stämme des Frankenreiches vertreten waren, mußte ihnen bei der großen Verschiedenheit der Mundarten eine solche internationale Sprache zur Erleichterung des gesellschaftlichen und literarischen Verkehrs auch willkommen sein. Die Seele der Palastschule war der angelsächsische Benediktiner Alcuin („Alcuus“), berühmt als Gelehrter und Lehrer und nicht unbedeutend als Dichter. Geboren im Jahre 735 zu York und an der klösterlichen Domschule daselbst gebildet, wurde er 766 von seinem Lehrer Egbert, einem Schüler Bedas, zum Lehrer und Bibliothekar der Domschule ernannt. Auf die Bitten Karls, der mit ihm auf einer Romfahrt zusammentraf, kam er im Jahre 782 mit vier Schülern (Wizo, Fredugis, Sigulf, Dulf) nach Aachen und widmete sieben Jahre der Organisation des Unterrichtswesens im Frankenreiche. Noch ein zweites Mal folgte er der Einladung Karls (793), wurde dann Abt des Martinsklosters zu Tours (796) und beschloß hier sein für die Pflege der Studien in Deutschland segensreiches Leben im Jahre 804. Alcuin, Karls rechte Hand bei allen seinen Kulturbestrebungen und sein Lehrer in der Astronomie, Rhetorik und Dialektik, in gewissem Sinne der erste deutsche Minister, folgte in seiner wissenschaftlichen Tätigkeit den Kirchenvätern und seinem Landsmanne Beda dem Ehrwürdigen, der den Angelsachsen bald nach ihrer Bekehrung die christlich-römische Kultur vermittelt hatte. Alcuin wieder vollzog die Verbindung der antiken Kultur mit dem fränkisch-deutschen Geiste und vollendete durch seine Lehrtätigkeit das Werk des heiligen Bonifatius, indem er Männer heranzubildete, die durch Hebung und Förderung der Zivilisation zum geistigen Ausbau der von jenem organisierten Kirche wirken sollten. Neben Alcuin ragten aus dem karolingischen Gelehrtenkreise noch hervor: Petrus von Pisa, der Lehrer Karls in der Grammatik, der des Griechischen kundige Lango-

barde Paulus Diakonus, der Geschichtschreiber seines Volkes, der Westgote Theodulf („Vindar“), der Franke Angilbert („Homer“) und der Distanke Einhard, wegen seiner künstlerischen Anlagen nach dem Ausschmücker der Stiftshütte „Bezeleel“ genannt und berühmt durch seine unter dem Einflusse Suetons abgefaßte Lebensbeschreibung Karls des Großen. Von den andern Akademikern seien noch genannt „Naso“, wahrscheinlich ein Schüler Alcuins (Mudwin), und die Hofbeamten Menalkas und Thyrsis. Auch Frauen, wie Karls Schwester, die Äbtissin Gisela („Lucia“), seine gelehrte Base Gundrad („Eulalia“) und seine Tochter Notrudis („Kolumba“) saßen in der literarischen Tafelrunde, die sich versammelte, um durch Vortrag von Gedichten und deren Erläuterung, durch Auflösung von Rätseln und Besprechung wissenschaftlicher Fragen, durch Gesang und Harfenspiel den Verstand zu schärfen, Herz und Gemüt zu erfreuen und zu erheben.

Von Alcuin sind uns auch ein paar hundert lateinische Gedichte erhalten, und wie er, so haben die meisten Mitglieder des karolingischen Gelehrtenkreises neben der Erfüllung der Pflichten, die ihnen ihr Amt in der Schule oder in der Verwaltung des Reiches auferlegte, in lateinischer Sprache verfaßt. Ihrem Inhalte nach sind diese Gedichte, von denen uns leider nur ein Teil überliefert ist, vorwiegend Gelegenheitspoesie. In einigen wird ein gelehrter oder ein geschichtlicher Gegenstand behandelt, in vielen steht der große Kaiser, der neue Augustus, im Mittelpunkt; andere wieder verherrlichen ein bedeutungsvolles Ereignis oder schildern den Verkehr der Akademiker untereinander; nicht selten werden auch rein lyrische Töne angeschlagen. Fast alle diese Gedichte aber sind von hohem Wert in kultur- und literargeschichtlicher Beziehung, und viele, besonders die poetischen Briefe, entsprechen auch vollauf den Forderungen der Kunst. Die Paladine erwiesen sich hierin als getreue Schüler ihrer Vorbilder, und nicht selten fließen ihre Hexameter und Distichen ebenso glatt dahin wie die Vergils oder selbst Ovids, des Venantius Fortunatus oder Prudentius, mit denen sie auch in der Anmut und Gewandtheit der Darstellung wetteifern. Ihren Höhepunkt erreichte diese lateinische Hofpoesie mit dem Goten Theodulf (gestorben 821).

Nächst der Hofschule in Aachen wurde die von Alcuin zu einer Art Universität emporgehobene Schule in Tours ein Mittelpunkt für literarische Bestrebungen und blieb es auch noch, als die Gelehrten den Hof verlassen hatten und als Verwalter hoher Ämter des Reiches, zumeist geistlicher, an verschiedenen Orten wirkten. Die Hofschule bestand zwar unter Karls Nachfolgern noch fort, übte aber auf die Bildung des Adels nicht mehr jenen Einfluß aus wie unter Karl dem Großen, dessen gewaltige Persönlichkeit die Vornehmen angeeifert hatte, ihn wie in den Kriegstagen so auch in der Pflege der Künste des Friedens nachzuahmen. Die politischen Wirren unter Ludwig dem Frommen trugen dazu bei, daß die Akademie ihre Bedeutung verlor und die Künste und Wissenschaften sich wieder an die Bischofsstühle und in die Klöster flüchteten.

In Fulda wirkte im Geiste Alcuins der gelehrte Hrabanus („Rabe“) mit dem von Alcuin ihm verliehenen Beinamen „Maurus“. Er war im Jahre 776 in Mainz geboren, genoß noch den Unterricht Alcuins in Tours und suchte als Lehrer und Abt die Schule seines Klosters nach diesem Muster umzugestalten. Hrabanus Verdienste um die Wissenschaft und den Unterricht haben ihm den Titel *Primus praeceptor Germaniae* („Der erste Lehrer Deutschlands“) erworben. Er starb im Jahre 856 als Erzbischof von Mainz. Einer seiner Schüler war Walahfrid Strabo (gestorben 849), einer der größten Gelehrten seiner Zeit, an dessen Namen sich der Aufschwung des literarischen Lebens im Kloster Reichenau knüpft, und auch Hartmut, der nach dem gelehrten Grimald dem Kloster St. Gallen als Abt (872—883) vorstand und dessen Schule fast zu der bedeutendsten des Frankenreiches machte, war ein Schüler des Hrabanus Maurus. Arnó („Aquila“), ein Freund Alcuins, förderte als Erzbischof die Studien in Salzburg, und in Köln wirkte in gleichem Sinne der Erzbischof Hildebold, Karls Erzkaplan. Auch in den Klöstern Mondsee, Tegernsee, St. Emmeram in Regensburg, Altaich, Prüm, Korven, Weissenburg und in anderen herrschte ein reges wissenschaftliches Leben. Eine reiche lateinische Literatur erblühte im Frankenreich und setzte sich fort bis weit in das Mittelalter hinein. Sie ging der volkstümlichen voraus und später neben ihr her, stets aber zu ihr in inniger Wechselbeziehung.



Insbefondere drang Karl auf die wissenschaftliche Ausbildung der Geistlichen, der Lehrer des Volkes, und verlangte von ihnen die Pflege der lateinischen Studien, weil erst durch diese ein tiefes Eindringen in die Heilige Schrift möglich würde. Diese Verordnung rief eine Vermehrung der schon vorhandenen Glossenliteratur hervor. Man schrieb zunächst über die lateinischen Wörter deutsche Erklärungen (Glossen) und schuf so eine Interlinearversion (Zwischenzeilenerläuterung) des lateinischen, kirchlichen oder profanen Schriftstellers. Später stellte man die glossierten lateinischen Wörter, mit Weglassung der nicht erklärten, zusammen und erhielt so ein Glossar zu einem bestimmten lateinischen Buche. Die Anordnung der Glossen geschah nach der Reihenfolge, wie sie eben in der lateinischen Schrift standen. Um die Mitte des achten Jahrhunderts war aber auch ein Wörterbuch verbreitet, das in alphabetischer Anordnung seltene lateinische Wörter, wie sie bei einigen Schriftstellern sich finden, durch gebräuchlichere in lateinischer Sprache erklärte. Man kam nun auf den Gedanken, den lateinischen Erklärungen auch die deutschen beizufügen. Dieses lateinisch-deutsche Wörterbuch, das vielleicht in Rheinfranken um 750 entstand, ist uns zwar nicht im Original, aber in drei Handschriften erhalten, in der St. Gallener (fälschlich Xeronische Glossen genannt), in der Reichenauer und in einer bayerischen, den sogenannten Pariser Glossen. Mit der Verordnung Karls vom Jahre 787, die das grammatische Studium einschränkte, mag es zusammenhängen, daß man das genannte Wörterbuch einer genauen Durchsicht unterzog und nach einer verkürzten Vorlage neu herausgab. So entstanden die Hrabanische Glossen, die in einer Handschrift des neunten Jahrhunderts vollständig erhalten sind, zu Hraban aber in keiner Beziehung stehen. (Beilage 5.) Ein anderes ähnliches Vokabular sind die wahrscheinlich auf Anordnung Salomons III., Bischofs von Konstanz, in St. Gallen geschriebenen Salomonischen Glossen. Durch den in einem solchen Wörterbuch gebotenen deutschen Wortreichtum sollte der Unterricht im Latein erleichtert werden. Außerdem gab es auch Realwörterbücher, denen im allgemeinen die Etymologien (Wort- und Sacherklärungen) Isidors, Bischofs von Sevilla (gestorben 636), zugrunde gelegt wurden. Zwei solcher Reallexika sind uns in Handschriften erhalten, das sogenannte Vokabular des heiligen Gallus und die Kasseler Glossen. Beide sind nicht bloß sprachlich, sondern auch sachlich von Interesse. In dem ersten finden wir die verschiedenen Rang- und Standesbezeichnungen, die Namen für die Verwandtschaftsgrade, die Teile des menschlichen Körpers, die Natur- und Witterungserscheinungen, eine Aufzählung der Teile eines Hauses, eine poetisch gefärbte Schilderung einer Landschaft u. a. Die Kasseler Glossen bieten im wesentlichen denselben Inhalt, schließen aber mit einem in Form eines Selbstgesprächs gehaltenen Lobe auf die Bayern gegenüber den Welschen. Dieses führt uns zu den sogenannten altdeutschen Gesprächen, in denen von der Übersetzung einzelner Wörter zur Bildung ganzer Sätze vorgeschritten wird. Sie sind in einer niederdeutschen Grenzmundart abgefaßt und haben die Vorkommnisse des täglichen Lebens zum Inhalt, so z. B. die Ankunft eines Fremden und die sich daran knüpfenden Fragen um das „Woher?, Wohin?“, die Abreise und die dazu notwendigen Anordnungen und ähnliches. Wahrscheinlich hatten diese Gespräche den Zweck, den Verkehr mit den Fremden zu erleichtern, also eine Art Reisewörterbuch zu sein. Praktischen Zwecken dienen wohl auch ein paar medizinische Rezepte (gegen Fieber und Krebs), von denen eines lateinisch-deutsch, das andere angelsächsisch überliefert ist. Zwei Marktbeschreibungen, die Hamelburger vom Jahre 777 und die Würzburger vom Jahre 779, zeigen, daß man allmählich anfang, auch die Urkunden deutsch abzufassen.

Viele Kämpfe forderte die Bezwingung der Sachsen. Bei ihrer Bekehrung zum Christentum mochte wohl das in der Zeit von 772 bis 779 entstandene sogenannte sächsische Taufgelöbniß angewendet worden sein. Es ist uns in einer aus Fulda stammenden, mit angelsächsischen Buchstaben geschriebenen Handschrift überliefert, die jetzt in Rom aufbewahrt wird. Der Täufling mußte dem Teufel, den Teufelsopfern und allen seinen Werken abschwören, und zwar, nach einem späteren Zusatz, dem Donar, dem Sarnot und allen Unholden. (Vgl. die Nachbildung S. 35.)

Ein Verzeichnis unterrichtet den Priester, auf welche Arten heidnischen Unfuges er zu

IN NOMINE DOMINI INCIPIT GLOSSARIUM MAURINI

1. In hoc. per kinant Adseuerat. casagel.  
 Congregationem samanunga Abluit. arduos.  
 Verborum. uuoosto. Refutare. fartripan.  
 Ex nouo. fonaderumuuun. Dem uuanist. Latens. midante.  
 Et uelere. anti derualton. Adfirmat. kasesto not.  
 Testamento. euo fuidoz. odom. Ammiculum. adiutorium.  
 Abrogat. sanct moti. Solatium. auxilium.  
 Abbapat. fac lim fater. Admittentem. zilentem.  
 10. Abnuere. farlaugnen. Opitulentem. adiuuantem. 30  
 Absque. foedere. anutri uua Adnestit. zogachnuphit.  
 tuuara. Asciscitur. farspanit.  
 Absque. amicitia. anuffiusticaf. Admixta. zogamahhot.  
 Abinmittentes. anasentente. Anus. uelut. adulta. kauuah  
 Abste. fersi. Abest. fonast. sanu.  
 Abdicat. farqhuidit. Natura. ratio. arrogancia.  
 Abhominat. laidazit. lactancia.  
 Abstrusum. occultum. Perculantia. Inquisitudo.  
 Archanum. clandestinum. Arroganter. hromlicho.  
 20. Abstractum. farzogan. Elate. kallihho. 40



achten habe. Der Befehring zum Christentum im allgemeinen dienten jene Denkmäler, die ihr Entstehen dem Erlasse Karls (789) an die Geistlichen verdanken, über das Glaubensbekenntnis und das Vaterunser zu predigen, dem Volke die Sünden vorzuhaltten, die höllische Strafen nach sich zögen, und das Gloria patri („Ehre sei dem Vater“) zu lehren. Die erhaltenen Predigten und Erklärungen dieser Gebetsformeln, zunächst in lateinischer Sprache, originell oder nach alten Quellen, zeigen, daß man dem Gebote Karls nachkam. Bald entstanden auch deutsche Übersetzungen des Vaterunfers, des Glaubens- und Sündenbekenntnisses. Allen Wünschen der kaiserlichen Verordnung entsprach der Weissenburger Katechismus, der, bald nach 789 unter Abt Ermbert abgefaßt, eine der wichtigsten Quellen für das Rheinfränkische bildet. Wir finden hier eine deutsche Überetzung des Vaterunfers, eine Auslegung desselben, eine Aufzählung der Sünden (nach dem Brief an die Galater 5, 19—21), eine Übertragung des apostolischen und des athanasianischen Glaubensbekenntnisses und des Gloria in excelsis. Mit der kaiserlichen Verordnung hängt auch das um 790 entstandene St. Galler Paternoster

Abrenunciatio dia-  
boli lingue  
Teutonica veten.

Forpsichistu diabolae. & rāpp. ec forpsacho diabolus end allum diabol  
gelde rāppōn. end ec forpsacho allum diabolgelde end allū diabolgruuftraum  
rāpp. end ec forpsacho allum diabolgruuftraum und uuordum thunaer  
in deuodon ende raxnōte gida allem thēm unholdum thehina genotaf

Sächsisches Taufgelöbniß.

Aus Cod. Pal. 577 (Blatt 6 b) der Vatikanischen Bibliothek in Rom (9. Jahrh.).  
(Original-Aufnahme.)

Übertragung.

Forsachistu diabolae? et respondeat: ec forsacho diabolae. end allum diabol-  
gelde? respondeat: end ec forsacho allum diabolgeldae. end allum diaboles uuercum?  
respondeat: end ec forsacho allum diaboles uuercum and uuordum, Thunaer |  
ende Unōden ende Saxnōte ende allem thēm unholdum the hira genōtas sint.

Überetzung.

(Abschwörung des Teufels in altdeutscher Sprache.) „Entsagst du dem Teufel?“  
(Und er antwortete:) „Ich widersage dem Teufel.“ „Und allem Götzendienste?“  
(Er antwortete:) „Und ich widerlage allem Götzendienste.“ „Und allen Teufelswerken?“  
(Er antwortete:) „Und ich widerlage allen Teufelswerken und -worten, dem Donar  
und dem Wodan und dem Sarnot und allen den Unholden, die ihre Genossen sind.“

(vgl. die Nachbildung S. 37) und Credo zusammen, während eine in Freising geschriebene Erklärung des Paternoster, wenigstens in der erhaltenen Überlieferung, einer späteren Zeit angehört und Unterrichtszwecken gedient zu haben scheint. Nach Rheinfranken weisen uns einige Überetzungen, die man die Mondseer Bruchstücke zu nennen pflegt, weil sie von Mondseer Büchereibänden (des fünfzehnten Jahrhunderts) losgelöst wurden. Wahrscheinlich gegen Ende des achten Jahrhunderts in rheinfränkischer Sprache abgefaßt, wurden sie zu Beginn des neunten in Mondsee von einem Bayern abgeschrieben. Sie enthalten eine vortreffliche Überetzung aus Matthäus mit Einschaltung von Stellen aus Lukas, dann des Traktates de uocatione gentium (Über die Berufung der Völker zum Christentum), ein noch nicht bestimmtes Stück, eine Predigt des heiligen Augustin und endlich das bedeutendste Stück, die Überetzung des Werkes Isidors von Sevilla de fide catholica (über den katholischen Glauben), in dem die Grundwahrheiten des Christentums gegen jüdische Einwendungen verteidigt werden. Die genannten Bruchstücke bilden den Höhepunkt der deutschen Prosa unter Karl, ja vielleicht der ganzen althochdeutschen Zeit.

Im Jahre 802 verlangte Karl, daß alle Franken das Vaterunser und das Glaubensbekenntnis in lateinischer Sprache sich aneignen sollten. Als Anleitung zur Empfehlung dieser Verordnung sollte die sogenannte Exhortatio ad plebem christianam (Ermahnung an das christliche Volk) dienen, die in Freisingen um 801 ins Deutsche übertragen wurde. Im Jahre 813 wurde die kaiserliche Verordnung, da sie undurchführbar war, wieder aufgehoben.



Den Benediktinern wurde vom Kaiser im Jahre 802 befohlen, die Regel ihres Stifters genau zu studieren und ihrem Gedächtnisse einzuprägen. Diesem Zwecke diente die in St. Gallen zu Beginn des neunten Jahrhunderts entstandene Interlinearversion der Benediktinerregel. Es wurde über jedes lateinische Wort die deutsche Glosse in der entsprechenden grammatischen Form geschrieben. Die Übersetzung, das Werk mehrerer Mönche, ist nur zum Teil zusammenhängend, gegen Ende fehlen die Glossen ganz.

Auf eine kaiserliche Verordnung vom Jahre 802, die eine Verbesserung der Rechtsbücher befahl, dürfte die Übersetzung des salischen Rechtes zurückzuführen sein, von der uns Bruchstücke in einer Handschrift zu Trier erhalten sind. Diese ostfränkische Übertragung der Lex Salica war ein bedeutender Schritt in der Entwicklung der deutschen Literatur des Rechtes. Bis dahin fand die deutsche Sprache nur in den Erklärungen zu den lateinischen Gesetzen Verwendung. Außer den Malbergischen Glossen gab es im neunten Jahrhundert auch jüngere, teils lateinische, teils deutsche Glossen zur Lex Salica und zu den Gesetzsammlungen der Alemannen und Bajuwaren. Mit den Volksgesetzen hingen auch die kaiserlichen Kapitularien (Verordnungen) zusammen, von denen eines, das Erbschaftsbestimmungen enthält und aus dem Jahre 818 stammt, in mittelfränkischer Übersetzung erhalten ist. Auf die Mainzer Reichsversammlung (803) weist das sogenannte fränkische Taufgelöbniß zurück, in dem, im wesentlichen dem römischen Rituale entsprechend, in Frageform Abschwörung und Glaubensbekenntnis vom Taufing verlangt werden. Gebetsformeln sind ein fränkisches Gebet, und das St. Emmeramer Gebet, die zu Ende des achten Jahrhunderts abgefaßt wurden. Für die Kulturgeschichte von Interesse ist die um 810 geschriebene sächsische Beichte, aus der wir sehen, welche Mühe es den Missionären bereitete, die heidnischen Gebräuche auszurotten. Schulzwecken diente die Interlinearversion von 27 kirchlichen Hymnen, die um 810 in Reichenau geschrieben wurde und nach dem Fundorte der Handschrift als Murbacher Hymnen bekannt sind.

Dies sind die Anfänge der deutschen Prosa. Es sind zum größten Teile Übersetzungen aus dem Lateinischen; sie dienen meist praktischen Zwecken und wagten nur selten einen freieren Flug. Einem solchen setzte die Sprache noch zu große Schwierigkeiten entgegen. Es mußten für manche Begriffe die Wörter erst gebildet und die deutsche Syntax der lateinischen erst angepaßt werden. Diese liebte die Unterordnung, jene die Beiordnung der Sätze; dem Latein standen viele Verbindungswörter zur Verfügung, dem Deutschen fehlten sie.

Zu Mittelpunkt der Bestrebungen, die deutsche Sprache zur Literatursprache nach dem Muster des Lateinischen zu gestalten und eine der lateinischen Literatur gleichlaufende deutsche ins Leben zu rufen, stand der große Kaiser selbst und förderte sie nicht wenig durch sein eigenes Beispiel. Sein Biograph Einhard erzählt von ihm (c. 29), daß er Monaten und Winden deutsche Namen gegeben habe: Wintarmânôth, Hornung, Lentzinmânôth, Ostarmânôth, Winnemânôth, Windumemânôth, Herbstmânôth, Heilagmânôth — Ostrônîwint, Ostundrônî, Sundostrônî u. a. Auch die Abfassung einer deutschen Grammatik soll Karl begonnen haben. Nicht mit Unrecht hat man die Vermutung ausgesprochen, daß diese wahrscheinlich einer lateinischen nachgebildet war und mit den Bestrebungen Karls, eine Art Gemeinsprache für das fränkische Reich zu schaffen, im Zusammenhang gestanden habe. (Vgl. Abb. S. 39.)

Die von Karl gegebenen Anregungen wirkten auch unter seinen Nachfolgern fort, und so bewegte sich das literarische Leben, ohne daß die Herrscher darauf Einfluß gewonnen hätten, noch eine Zeitlang in demselben Geleise. Man glössierte christliche und heidnische Schriftsteller (besonders Vergil) und gebrauchte bei Büchern, die auch den Schülern in die Hände gegeben wurden, eine Art Geheimchrift.

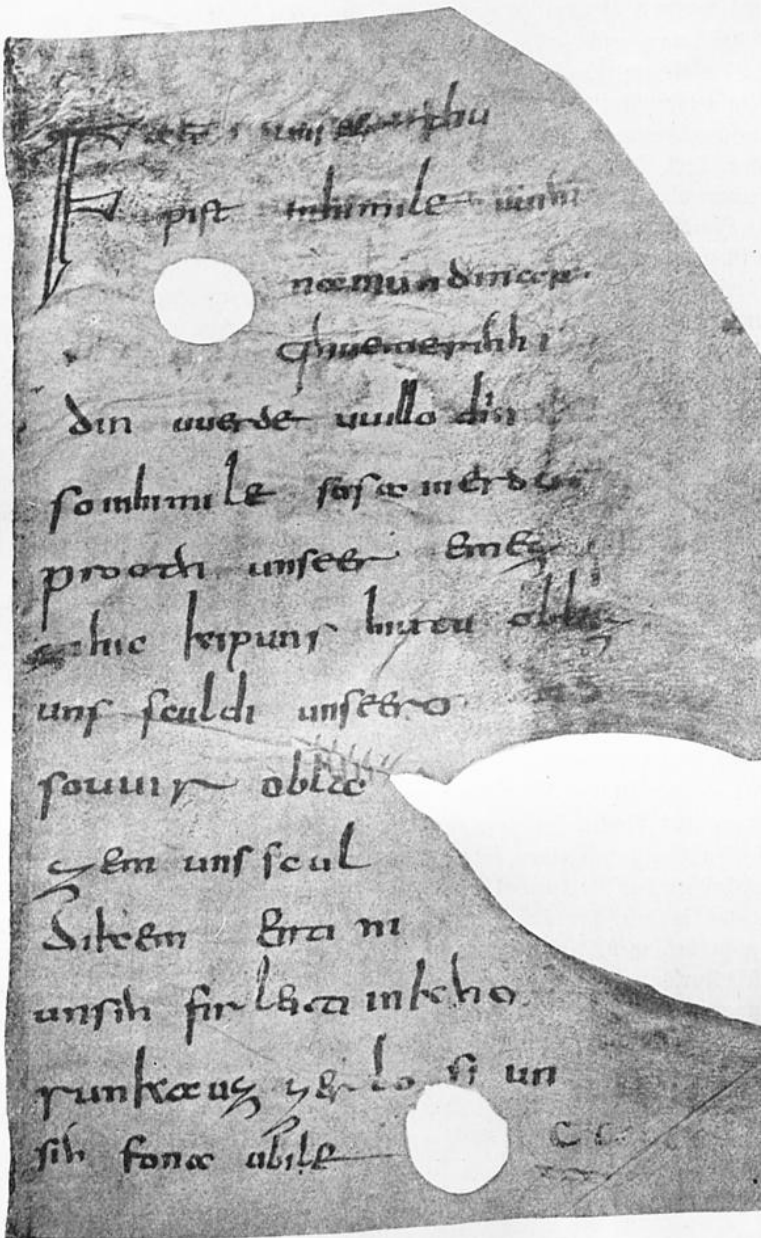
Es werden die Psalmen übersetzt und erklärt, auch ein Kapitulare (Reichstagsbeschuß), das Trierer, wird verdeutscht, es werden mehrere Beichtspiegel abgefaßt, die Fuldaer-, Würzburger-, Reichenauer-, Lorscher-Beicht (Beilage 6) u. a., die in einzelnen Punkten zwar voneinander abweichen, aber sich doch gegenseitig berühren und auf den ältesten, den sächsischen, zurückweisen. Eine Heberolle gibt Auskunft über die Einnahmen des Klosters Essen. Wie früher

minemo glouben bra uudar mineru uuuhundoufi bra uudar  
 mineru bighdi. I hizu mider abuntes. bispraha: suerrienes  
 firmlustio. Zico for lazario. uber muodi. gaili slafhata.  
 tagi gotes unbahet. huoro uuilleno. far ligero. bra mor  
 der bra man labta. ubar azi. ubar dunchi. thaz ih minan  
 fater bra mina muater. somereda. soih scolta. bra daz ih  
 minan hereron somereda soih scolta. bra man sominunoda  
 soih scolta. bra mine nahiston sominunoda soih scolta. bra  
 min uup. intamin kino sominunoda intamin leo da soih scol  
 ta. bra mine uingeron somileo da bra minunoda soih scolta.  
 bra mine fillola. somereda indinileo da soih scolta.  
 I hizu thaz ih then uuuhon sunnundag inta thia heilagun  
 mista somereda bra minar da soih scolta. I hizu daz ih  
 minan decemon nisfar galt soih scolta. thaz ih stal. inta fe  
 stolan fehota. I hizu thaz ih sohero nuuuso da. serage  
 nigdroda. galt nint siang soih scolta. gahane nigsiun  
 da the ih gisue nemohda. thaz ih met quuar bra unsipbeton  
 gisageda. thanne ih scolta. I hizu thaz ih daz gloupe da thaz  
 ih glouben miscolta. thaz ih migilaupta thaz ih glouben  
 scolta. I hizu unrichtero gisitto. unrichtera ghorida  
 unrichtero gidanco. unrichtero uuordo. unrichtero uuerto  
 unrichtero sedelo. unrichtero stadalo unrichtero plagero  
 unrichtero gango. unrichtes inafanger. unrichtero cosso  
 I hizu thaz ih minan heit brah minan heit suuor muu  
 hudon. bra bigotes heilagon. I hizu unghor sami. in  
 githalta. untruuono. ab. lger z rchelt inta stitier  
 I hizu thaz ih heilac unbahet inta mingiba ruoholoso deda  
 inta daz ih daz uuuhu uuuz zod unbightic inta unuudic  
 man bra daz fony hakt inta somereda soih scolta.

## Aus der Corscher Beichte.

Nach dem Original (cod. Palat. 485, Blatt 8a) in der Vatikanischen Bibliothek zu Rom. (9. Jahrhundert.)





St. Galler Paternoster.

(Pal. Tert S. 35.)

Aus „Die ältesten Sprachdenkmäler“, herausgeg. von M. Gneccerus, Frankfurt 1897.  
Original in der Stiftsbibliothek zu St. Gallen (Nr. 911, S. 319), aus dem 8. Jahrhundert.

Übertragung.

Fater unseer, thû | pist in himile, uilhi namun dinan. | queme  
rhihi | din. uerde uullo diin, | sô in himile sôsa in erdu. | prooth unseer  
emez | (zi) hic kip uns hiutu. oblâz | uns seuldi unseero, | sô uuir oblâ | zêm uns  
seul | dikêm. enti ni | unsih firleiti in kho | runka. ûzzer lôsi un | sih fona ubile.

(Die älteste Überlieferung des Vaterunfers in hochdeutscher Sprache.)

so werden auch jetzt das Vaterunser und Credo ausgelegt, und Bruchstücke aus einer Homilie Bedas zeigen, daß man auch größere Stücke übersetzte. Die bedeutendste und umfangreichste Leistung dieser Zeit ist die Übersetzung der Evangelienharmonie des Tatian. Dieser, ein Syrer, hatte um 160 in seiner Muttersprache auf Grund der vier Evangelien ein Leben Jesu geschrieben, das ins Lateinische übertragen wurde. Viktor, Bischof von Kapua (541—554), entdeckte zufällig diesen lateinischen Text. In Fulda wurde er um 832, wahrscheinlich unter unmittelbarem Einfluß Hrabanus, von einem oder mehreren Mönchen verdeutschte. Der lateinische Originaltext wird in Fulda, die bedeutendste Handschrift des lateinischen Textes mit deutscher Übertragung in St. Gallen aufbewahrt. Letztere ist im ostfränkischen Dialekt geschrieben und bildet für dessen Kenntnis die Hauptquelle. Die deutsche Übersetzung ist wörtlich, aber infolge des Strebens nach Genauigkeit zuweilen ungenau.

Nach dem Tode Ludwigs des Frommen (840) brachen unter seinen Söhnen Streitigkeiten aus. Karl und Ludwig verbanden sich gegen ihren Bruder Lothar, der das ganze Reich besitzen wollte, und besiegten ihn (841). In dem Jahre darauf erneuerten sie bei Straßburg im Angesichte ihrer Heere das Bündnis. Ludwig brachte in deutscher, Karl in romanischer Sprache die Beschwerden gegen Lothar vor das Kriegsvolk. Dann schwur Ludwig in romanischer, Karl in deutscher Sprache den Bundeseid. Darauf folgte der Eid der Heere und zwar von jedem in seiner Sprache. Graf Rüdhart, Angilberts Sohn, hat uns diese Eide der Könige und Völker vor Straßburg in den Originaltexten mitgeteilt. Den Streitigkeiten um die fränkischen Länder machte der Vertrag von Verdun (843) ein Ende. Mit der Teilung des Reiches wurden die politischen Grundlagen für die Nationalliteraturen geschaffen und unter Ludwig dem Deutschen (843—876), unter dessen Szepter zwar nicht alle, aber doch nur deutsche Stämme vereinigt wurden, beginnt die volle Entwicklung der deutschen Eigenart gegenüber der romanischen in der Literatur.

Einhard erzählt von Karl dem Großen, daß er die uralten deutschen Volkslieder, in denen die Kriege und Taten der alten Könige gefeiert wurden, habe sammeln und aufschreiben lassen, damit sie für die Nachwelt aufbewahrt würden. Gemeint sind damit wohl geschichtliche Lieder der Merowinger. Leider ist die Sammlung verloren gegangen. Karls Taten selbst lebten zwar in der Erinnerung des Volkes fort und fanden zur Zeit, als die Macht seines Hauses erlosch, in einem sächsischen Geistlichen einen lateinischen Sänger (888—891) und in dem „Mönch von St. Gallen“, wahrscheinlich Notker Balbulus (dem Stammler), einen beredten Darsteller in lateinischer Prosa, aber in deutscher Sprache wurden sie damals trotz der vielen poetischen Motive, die sie boten, nicht besungen. Anders war es bei den Romanen. Hier bemächtigte sich die Poesie der Persönlichkeit Karls und wob um sie im elften und zwölften Jahrhundert einen reichen Kranz epischer Dichtungen, und auf diese französischen Vorlagen geht zurück, was wir an deutschen Gedichten zur Verherrlichung Karls besitzen. Die deutsche Heldendichtung stand noch immer unter dem Eindruck der Wanderung und bewahrte auch zur Zeit der Christianisierung, wie wir aus der Aufzeichnung des Hildebrandsliedes sehen, die einmal liebgewonnenen Heerkönige treu in der Erinnerung. Ob aber außer diesem noch andere Heldenlieder in den Klöstern aufgeschrieben wurden, wissen wir nicht.

Die Hauptaufgabe der Dichtkunst bestand jetzt darin, auf das Gemüt der Germanen einzuwirken und so das Wort des Predigers zu unterstützen. Die Form der Dichtungen ist teilweise noch die altepische der Heidenzeit, zum Teil tritt aber eine neue an ihre Stelle, in der auch der Stabreim verdrängt und durch den Endreim ersetzt wird. Den Inhalt der Dichtungen bildet die Bibel; ihre Verbreitung und Überlieferung auf die Nachwelt geschah durch die Schrift, und so begründete die neue Weltanschauung die Kunst- und Schriftpoesie der Deutschen.

Wie die altgermanischen Rhapsoden so beruft sich auch der Dichter eines dieser poetischen Denkmäler in einer Einleitungsformel auf die mündliche Mitteilung als die Quelle seines Gedichtes. Es ist dies das Wessobrunner Gebet, so genannt nach dem oberbayerischen Kloster Wessobrunn, dem Fundorte der Handschrift. Diese ist von einem Bayern zu Beginn des neunten Jahrhunderts entweder nach einer alt-sächsischen Vorlage geschrieben worden oder selbst Original.

Die Überschrift *De poeta* leitet von dem vorhergehenden Abschnitte der Handschrift, der über die sieben freien Künste handelt, zu einem neuen über, der vom Dichter handeln soll, dafür aber das Gedicht bringt. Das Zeichen in der ersten und letzten Zeile ist die Rune für G und der Haden 7 Zeichen für enti. In den erhaltenen neun alliterierenden Langzeilen umschreibt der Dichter im Anklange an eine alte Lehre von der Weltentstehung den zweiten Vers des 89. Psalmes; der Schluß, etwa zwei Langzeilen, fehlt. Der Stil erinnert an die alten Epen und ist hochpoetisch. (Vgl. Abb. S. 41.)

Nach einer alten Überlieferung, deren Kenntniss wir dem protestantischen Theologen und Polemiker Matthias Flacius Illyricus (1562) verdanken, gab Ludwig der Fromme einem Manne von sächsischer Abstammung, der bei seinen Landsleuten sich als Dichter eines großen Ansehens erfreute, den Auftrag, das Alte und Neue Testament in die deutsche Sprache zu übertragen, damit auch die des Latein Unkundigen eine Kenntniss der Heiligen Schrift erlangten. Der Mann, heißt es in dem Berichte weiter, sei dem Befehle nachgekommen und habe die beiden Testamente in den Hauptpunkten, einzelnes in mystischem Sinne deutend, in dichterischer Form dargestellt und das ganze Werk in Fitten, d. i. Leseabschnitte, eingeteilt. Diese Erzählung bezieht sich auf die alt-sächsische Bibeldichtung, von der das Neue Testament uns fast vollständig überliefert wurde und unter dem ihm von seinem ersten Herausgeber (J. A. Schmeller) gegebenen alt-sächsischen Namen „Heliand“ (= Heiland) bekannt ist.

Über den Verfasser des Heliand wissen wir nichts. Nach Art der alten Epiker hat er sich nur als den Mund des Volkes betrachtet und seinen Namen verschwiegen. Als Sachsen verrät ihn die Mundart, in der die Dichtung geschrieben ist, und daß er ein mit der kirchlichen Literatur

*uocabula possent inueniri; & demensibus quidē.  
 Ianuarium uuintar manoth. febrarium hor  
 nung. martium lentzin manoth. Aprilem ostar  
 manoth. Maius uuinne manoth. Iunium brach  
 manoth. Iulium heuui manoth. Augustum  
 aran manoth. Semtemprem uuitu manoth.  
 Octobrem uuindume manoth. Nouembrem  
 herbiſt manoth. Decembrem heilag manoth. ap  
 pellauit. Uentis uero hoc modo nomina inposuit.*

Die Monatsnamen Karls des Großen.

Nach der Handschrift 510 der Nationalbibliothek in Wien. (10 Jahrhundert.)

#### Übertragung.

*uocabula possent inueniri. Et de mensibus quidem: | Ianuarium uuintarmanoth,  
 febrarium hor | nung, martium lentzinmanoth, Aprilem ostar | manoth, Maius uuinne-  
 manoth, Iunium brach | manoth, Iulium heuui manoth, Augustum | aranmanoth, Sem-  
 temprem uuitu manoth, | Octobrem uuindumemanoth, Nouembrem | herbiſtmanoth,  
 Decembrem heilagmanoth ap | pellauit. Uentis uero hoc modo nomina inposuit.*

#### Übersetzung.

(während früher für die Winde kaum vier) Namen konnten gefunden werden. Und von den Monaten nannte er den Jänner Wintermonat, den Februar Hornung, den März Lenzmonat, den April Ostermonat, den Mai Wonnemonat, den Juni Brachmonat, den Juli Heumonat, den August Erntemonat, den September Holzmonat, den Oktober Weinlesemonat, den November Herbstmonat, den Dezember Heiligmonat. Den Winden aber gab er auf folgende Weise Namen.

wohlvertrauter Geistlicher war, kann man aus der Gelehrsamkeit, die in der Dichtung niedergelegt ist, und aus der belehrenden Tendenz erschließen, die sie verfolgt. Darauf deutet auch die nicht schwer erkennbare Einteilung der Dichtung in Predigtvorträge mit Einleitung und Schluß hin. Die Dichtung war jedenfalls für Hörer berechnet, wie sich aus den oft in die Mitte der Verse fallenden Übergängen aus der indirekten Rede in die direkte ergibt.

Gedichtet wurde der Heliand in Sachsen. Näher läßt sich die Heimat der Dichtung nach den bisherigen Untersuchungen noch nicht mit voller Sicherheit bestimmen. Auch über die Zeit der Abfassung ist man noch zu keinem sicheren Ergebnisse gelangt. Man nimmt an, daß er zwischen 822 und 840 gedichtet wurde und stützt sich dabei auf den Bericht des Ilacius und auf die Benützung des Kommentars Hraban's zu Matthäus. Das Todesjahr Ludwigs, auf dessen Veranlassung die Dichtung geschrieben wurde, gibt die eine, das Jahr 822, in dem der genannte Kommentar bekannt wurde, die andere Grenze an. Außer dem Hraban hat der Helianddichter noch andere Erklärer benutzt, so Beda zu Lukas und Markus, Alhuin zu Johannes und vielleicht auch Paschasius Radbertus zu Matthäus, in welchem Falle dann die Abfassungszeit des „Heliand“ später angeetzt werden müßte. Für die erzählenden Abschnitte haben dem Dichter die evangelische Geschichte des Juvenkus und die Tatianiſche Evangelienharmonie, teilweise auch die Bibel selbst, als Quelle für den evangelischen Bericht gedient. In der Art der Quellenbenützung aber unterscheidet sich der Dichter des Heliand von Otfried. Während nämlich dieser mit seiner Dichtung einen gelehrten Zweck verfolgte und mit Exzerpten arbeitete, las der Helianddichter die theologischen Kommentare oder ließ sie sich vorlesen und verwertete dann die Erklärungen, ohne sich jedoch an deren Anordnung in den Quellen zu binden. Dabei aber war auch er bemüht, das Richtige und Wahre zu erzählen, und unterrichtete sich daher sorgfältig über die Alttextümer, über die Landschaften, die Sitten und Gebräuche im Orient und ähnliches. Das gewonnene gelehrte Material gebrauchte er im Dienste der Dichtung, nicht aber mit dem Zwecke des Gelehrten.

Vertraut mit der heimischen Kunstform, wählte er für seine nahezu 6000 Verse zählende Dichtung die alliterierende Langzeile und machte von den Darstellungsmitteln des überlieferten altgermanischen epischen Stiles wiederholt Gebrauch.

Besonders oft finden wir die Variation, d. i. die Wiederholung eines Gedankens mit anderen Worten, so z. B. B. 1868: „Ihm (dem Simeon) hatte kund gemacht die Kraft des Waltenden, daß er dies Licht nicht eher verlassen, aus dieser Welt nicht wandern sollte, eh' ihm die Freude würde, daß er selbst sehen dürfte den Christ, den heiligen Himmelskönig.“ Auch die in der germanischen Epik üblichen Umschreibungen einzelner Begriffe, die in der nordischen Poesie „Kenningar“, im allgemeinen „epische Formeln“ genannt werden, finden sich teilweise im Heliand, so z. B. Burgward, Landeszwart, Kingipender = König, Waffenträger, Helmträger = Krieger, des Schwertes Biß = Verwundung, Erbwart = Sohn, Mittelgart = Erde, der Wogen Strom = Meer. Aus dem Streben nach Deutlichkeit erklärt sich auch der häufige Gebrauch der Apposition, die vom Beziehungsworte oft weit getrennt ist; so z. B. B. 98: „Wo (im Tempel) sie den waltenden Gott sehr demütiglich anſehen wollten, den Herrn um seine Hulb.“ Einen reichen Gebrauch macht der Dichter von

Dat gafregin ih mit frahim      firiuizzo meista,  
 Dat ero ni uuas      noh úfhimil,  
 noh paum noh pereg ni uuas,  
 ni noh heinig,      noh sunna ni seein,  
 noh máno ni linhta      noh der máreo sêo.  
 Dô dâr ni uuht ni uuas      enteo ni uuenteo,  
 enti dô uuas der eino      almahtico cot,  
 manno miltisto,      enti dâr uuárun auh manake mit inan  
 cootlihhe geistâ,      enti cot heilae . . . .

In das Neuhochdeutsche übersetzt, lautet das Gedicht: „Das erfuhr ich unter den Menschen als der Wunder größtes, daß die Erde nicht war, noch der Himmel darüber, noch irgend ein Baum noch Berg vorhanden war, noch die Sonne schien, noch der Mond leuchtete, noch das herrliche Meer: als da nichts war von Enden und Grenzen, da war der eine allmächtige Gott, der Männer mildester und viele gute Geister mit ihm. Und der heilige Gott . . . .“

Au das Gedicht schließt sich in der Handschrift (vgl. die Nachbildung Seite 41) ein Gebet in Prosa an, das mit den Worten: „Cot almahtico, du himil enti erda gauuorahotos“ (Allmächtiger Gott, der du Himmel und Erde erschufest) beginnt und die Bitte des Schreibers an Gott enthält, er möge ihm den rechten Willen, Weisheit und Kraft verleihen, dem Teufel zu widerstehen und Gottes Willen zu erfüllen.





Übersetzung.

Übertragung.

D. 1279. Christ dem Retter nahen die Genossen  
 Die er eigenhändig erkoren hatte,  
 Der Walter der Welt. Die Weisen umstanden  
 Den Gottessohn in großer Begierde,  
 Mit Lust und Willen seinen Worten lauschend;  
 Sie bedachten schweigend, was der Fürst der Völker,  
 Der Waltende, wollte in Worten künden  
 Den Leuten zuliebe. Da sah der Landeshirt  
 Bei den Getreuen, der Gottgeborene,  
 Wollte mit Reden und weisen Worten  
 Die Leute lehren, wie sie Gottes Lob  
 In diesem Weltreich wirken sollten.  
 Sah da und schwieg und lange sah er sie an,  
 War ihnen hold im Herzen, der heilige Herr,  
 Gut im Geiste; dann öffnete er den Mund,  
 Wies mit seinen Worten, des Waltenden Sohn,  
 Des Herrlichen viel und in weisen Worten  
 Sagte er den Reden, die zur Unterredung  
 Christ der Allwaltende erkoren hatte,  
 Welche von allen Bewohnern der Erde  
 Gott die wertesten würden sein,  
 Sagte ihnen sicher, selig wären  
 Die Menschen in diesem Mittelraum, die im Gemüte  
 Wären arm durch Demut, denn das ewige Reich,  
 Das heilige in der Himmelsau wäre ihnen,  
 Ewige Seligkeit; sagte, selig auch wären  
 Die Sanftmütigen, sie sollten das lichte Land,  
 Besitzen, daselbe Reich; — selig auch wären,  
 Die ihre Frevel beweinten, sie dürsten Freude erwarten,  
 Frieden in demselben Reich; „Selig sind die Frommen,  
 Die Reden, die gerecht richten, im Reiche des Herrn  
 Wird voll ihr Lohn; solch Frommen erlangen,  
 Die gerecht hier richteten. Betrügt mit der Rede nicht  
 Die Reden beim Rat! Selig, denn Milde war  
 Das Herz in der Heldenbrust; ihnen wird der heilige Herr,  
 Der Mächtige selbst, mild. Selig sind in der Menge,  
 Die rein das Herz haben; sie sollen den Himmelsvater  
 Seh'n in seinem Reich.“ Er sagte, daß selig auch wären  
 Die Friedfertigen im Volke, die nicht Fehde suchten,  
 Noch Feindschaft hegten; die wären Söhne des Herrn,  
 Denen gönne er seine Gnade, daß sie lange genießen  
 Seines Reiches. Er sagte, selig auch wären,  
 Die das Rechte liebten und von den Mächtigen bitten  
 Haß und Harmrede; ihnen ist im Himmel

D. 1525. Gottes Au gegeben und geistiges Leben.

(Paul Herrmann.)

V. 1279. Thó umbi thana neriandon crist nahor gengun  
 sulica gesidos, so he im selbo gikós,  
 waldand, undar | them werode. stúodun wisa mann,  
 gumun, umbi thana godas sunu gerno suido,  
 weros an willeon: | was im thero wordo niúd,  
 Tháhtun endi thagodun, hvat im thero thiodo drohtin  
 weldi, waldand self, | wordun kúthean,  
 thesun liódtion te liova. Than sát im thie landas hirdi  
 geginward for them gumun, godas égan barn, |  
 welda mid is sprákun spáhword manag  
 lérean thea liudi: hú sea lóf goda  
 an thesun weroldrikea | wirikean scoldin.  
 Sat im thúo endi svígoda endi sah sea an lango,  
 was im hold an is hugi, helag drohtin, |  
 mildi an is múode; endi thúo mund antloc  
 wisda mid wordun, waldandas sunu,  
 manag márlíc thing | endi them mannu(n) sagda  
 spáhun wordun, them the hé te thero spráku tharod,  
 Crist alowaldo, gikoran | habda,  
 hoilica wárin allaro iriminmanno  
 goda werdostun gumono kunneas.  
 sagda im thúo te suocan, | quad, that thia saliga wárin,  
 mann an thesaro middilgardun, thea hier an iro muódi wárin  
 arama thuruh ód | muóji: Them is that éwana riki,  
 svído hélaglic, an hebanwange  
 sinlif fargeban. quad, that ók sálíga | wárin  
 madmundead mann: thea muótun thea márean erða  
 afsittean, that selva riki. quad, ók sálíga wárin, |  
 thea hiér wiópin iro wammun dádi: thea muóton eft willean gébidan,  
 fruobra an iro fráhon rikea. | Sálíga sind ók the sea hiér frumono gelustid  
 Rinkos, that sia rehto | adúomean. thes muó tun sia werdon an them rikia | drohtinas  
 gifullid, thuruh iro ferahtun dádi: fulicara muótun sia frumono biknégan  
 thea rinkos, the hier rehto | duómeat, ne willeat an rúnon besvikan  
 man thar sea an mahla sitteat. Sálíga sind ók them hier mildi | wirdit  
 hugi an helido bréostun: them wirdit the hélago drohtin  
 mildi, mahtig selbo. sálíga sind ók undar | thesaro manigon thioda  
 the hebbiat iro herta gihrénid: thea muotun thana hebanas waldand  
 sehan an | sinum rikea quad ók, that saliga warin  
 thea the fridusamu undar thesun folcu libbeat endi ne wil | leat éniga sehta gewirikean,  
 saka mid iro selbaro dádeun: thea muótun wesun suni drohtinas | ginemnída  
 hvand he im wili ginádíg werðan; thas muótun sia neátan lango  
 selbon thas sinas | rikeas. quad, that ók saliga wárin  
 thea rinkos, the rehto weldin endi thuruh thaht (that) tholot ri | kero manno  
 heti endi haramquidi: them is ok an himila  
 godas wang fargeben endi géstlic lif.

Zur Bezeichnung der Laute w, v ist im Texte diese Form, [statt der handschriftlichen wu, u, gedruckt worden.

godas wanz fargepen endi gestic hi  
 hedi endi harampidi: them is ok an himis  
 thea rinkos, the risto weidin  
 selpon has sinas | rikes. quaf, that ok saliga warin  
 livand he im willi gindig werfan; thea mudun sia nektan lango  
 saka mid ito selparo dabun: thea mudun wesan suni drohtinas | gineminda  
 thea the rindusan undar thesun folcu libbest endi ne wil | eat eniga seta gewinikan.  
 sehān an | sinum rikes quaf ok, that saliga warin  
 the hebbat ito herfa gistrind: thea mudun thana hebanas waidand  
 mildi, manhtig selbo. saliga sind ok undar | thesaro mangon thioda  
 hugi an helido brostun: them wirdit the helago drohtin  
 man that sea an mahla sisset. Saliga sind ok them hier mildi | wirdit  
 thea rinkos, the hier risto | duomeat, ne willect an rānon besvikān  
 gisullid, thuruh ito teshatun dādi: iulicāra mudun sia trumono dikēgan  
 Rinkos, that sia risto | adomean. thes mud tun sia werdon an them rika | drohtinas  
 trupa an ito rāhon rikes. | Saliga sind ok the sea hier trumono kelustid  
 thea hier widpān ito wammun dādi: thea mudon est willean gēbidan,  
 asittān, that selva riki. quaf, ok saliga warin |  
 madmundeā man: thea mudun thea māreā erda  
 sinit fargepan. quaf, that ok saliga | warin  
 svlido hēgastic, an hebanawage  
 arama thuruh ok | mudā: them is that ēwana riki,  
 mann an thesaro middigardun, thea hier an ito mudōdi warin  
 sagda im thūo te suocan, | quaf, that thia saliga warin,  
 goda werdestun gumono kunnas,  
 holica wārin allaro triminanno  
 Crist alowaldo, rikoran | habda,  
 sphān wordun, them the hē te thero sprāku tharod,  
 mangā mārtic thing | endi them mannun) sagda  
 widsa mid wordun, waidandās sunn,  
 mildi an is mūdo; endi thūo mund antloc  
 was im hold an is hugi, helag drohtin, |  
 sat im thūo endi svlgoda endi sah sea an lango,  
 an thesun weroldrikes | wirikeān scoldin.  
 lēcan thea iudi: hū sea lōf goda  
 welsa mid is sprākun sphāword mangā  
 geginward for them gumun, godas ēgan barn, |  
 thesun lōdion te liova. than sāt im thie landas hirdi  
 weldi, waidand self, | wordun kūthān,  
 thāhtun endi thāgodun, hvat im thero thiodo drohtin  
 weros an willean: | was im thero wordo nid,  
 gumun, umpi thana godas sunn gumno suido,  
 waidand, undar | them werode. stūodun wisa mann,  
 sulica gesidos, so he im selbo rikōs,  
 Thō umpi thana nehandon crist nahor gegun

U b e r s e t z u n g

in dem Tafelbild „Zus dem Nationalen Standbild des Heland“  
Erklärung der Abund und Übersetzung

Daß und sparere; ihnen ist im Himmel  
 Die das Rechte liebten und von den Mächtigen bitten  
 Seines Reiches. Er sagte, selig auch waren  
 Die das Recht liebten und von den Mächtigen bitten  
 Die Recht beim hat! Selig, wenn Milde war  
 Die Recht hier richteten. Zerrüt mit der Rede nicht  
 Wird voll ihr Lohn; soch kommen erlangen,  
 Die Recht, die Recht richten, im Reiche des Herrn  
 Ziehen in demselben Reich; „Selig sind die Kommern,  
 Die ihre Zedel bewahren, sie bitten Zehne erwarten,  
 Zeffen, daselbe Reich; — selig auch waren,  
 Die Sanftmütigen, sie sollten das Rechte Zehn,  
 Die Recht; sagte, selig auch waren  
 Das selige in der Himmelan wate ihnen,  
 Wären arm durch Demut, denn das ewige Reich,  
 Die Mächtigen in diesem Himmelraum, die im Gemüte  
 Sate ihnen sicut, selig waren  
 Gott die werthesten wahren sein,  
 Welche von allen Zehneren der Erde  
 Christi der Mächtigen erlösen hatte,  
 Sate er den Zehner, die zur Unterebung  
 Des Reichlichen viel und in weiser Worten  
 Wies mit seinen Worten, des Mächtigen Sohn,  
 Gut im Reich; dann öffnete er den Mund,  
 War ihnen hold im Reich, der heilige Herr,  
 Daß er nach schweigend und lange sah er sie an,  
 In diesem Reich wahren sollten.  
 Die Erste lehren, wie sie Gottes Lob  
 Wollte mit Zehnen und weiser Worten  
 Sei den Ertrern, der Gottesboten,  
 Den Zehnen zuliebe. Da sah der Kanovesirt  
 Der Mächtigen, wollte in Worten Zehnen  
 Sie beobachtet schweigend, was der Herr der Döler,  
 Mit Zehn und Willen seinen Worten lauschen;  
 Den Gotteslohn in großer Zehere,  
 Der Mächtigen der Welt. Die Wiser umfanden  
 Die er eigenhändig erlösen hatte,  
 Christi dem Zehner nahen die Erloffen

U b e r s e t z u n g

signa sunt de xviii horas duc bino pxi signa pium in hora  
& fao exinde xxvii diebus & xiiii horas sicut supra scriptum est;

Tho umbithana nerwidon crist. jahor gengun salica gesidos. soheim selbo gikos. uualdand undar  
them uerode. fauodun uuisa manin gumun umbithana godas sunu gemosinda. ueros anuulleon  
uuisimthero uuorda puid. I haurun enditha godum. huxim thero thiododrohtin uualdand self  
uuordun ka theun. thesunlio dion telioa. Than sat im the landas hirdi gegnuuward for them gumun godas gan barn  
uuel da midis sprakun spah uuord manag. lereu the aludi. husea lof goda. and thesun uuero ldricka.  
uunikean scoldiu. Sa ximthuo endi sugoda endi salica aplanga. uuisimholdam ihugi hetag drohtin  
mildianismuode. endi thuo mund antloe. uuisim mid uuordun uualdandas sunu. manag marlicthing.  
endi them mannusagda spahun uuordun them the he te thero spraku. tharod crist alouualdo gkoran  
habda. huilic uuarin uellaro irimin manno goda uuero tof sui gumona kunnex. sagdam thua resudan  
quad dicit thia saliga uuarin mannanthesaro middilgardiu. thea hier anurom uodi uuarin arama thuruhed  
muoti. Them is the auuanariki. suid the aglic anhothun uuange. sinlif. fargeban. quad dicit de saliga  
uuarin mad munda man. thea muotun thea marcan erda. affittand the saluariki quad de saliga uuarin  
thea hier uuopm. iro uuammundadi. thea muotun est uullean gebidan. fruobra anuro fahon ricka  
saliga sindok the secher frumono gelustat. Rinkos thea rehto aduomean the muotun sia uuerton artham ricka  
drohtinas g. filled. thuruhuofezaham dadi salica muotun sia frumono bi thegan. thea rinkos the mer rehto  
duomox. ueuulleat anurom besuikan man thea sia anmahla sitet. Saliga sindok them hier mildi  
uuord thugi anhelio breostun them uuirdat the heligo drohtin. mildimabrag selbo. saliga sindok undar  
thesara manig on thioda. the hobbiat iro hefta ghrond. thea muotun thana hebanas uualdand sehanan  
sinum ricka. quad de thea saliga uuarin thea the fridu samu. undar thesun salcu libbat endi muot  
leat auga fehta geuuirikean. saka mid iro seltharo dadeun. thea muotun uuosam suni drohtinas  
ginomnida huandheim uuli gina dig. uuordun. thea muotun sia uerzan lango selthor thea sinas  
rickas. quad dicit de saliga uuarin thea rinkos the rehto uuldin. endi thuruh dabit diolor  
keromanno hec endi haran quidi. them is the anuimila godas uuang fargeban. endi gest lic lif.



DE POETA.

Dax \* ftegin ih ma firahim  
firi uuirzo meista. Dax ero ni  
uuar. noh ufhumil. noh paum  
noh pefegniuuaf. ninoh heinig  
noh sunne niftein. noh mano  
nihuhtic. noh dermepeoseo.

Do daer niu uht niu uaf enteo  
ni uenteo. I do uaf der eino  
almahrico cot. man no mitafte.  
I dar uafun aub manafce mit  
man. co ot lih ho geifta. I cot  
heilic. Cot almahrico du  
humil Terda \* uoofecht.

den schmückenden Beiwörtern, z. B. „scharfes Schwert“, „rotes Gold“, „langer Speer“, „gehörntes Schiff“; häufig findet sich auch die Verbindung sinnverwandter Wörter, wie: „Schlafen und Rasten“, „Herz und Sinn“, „Eigen und Erbe“, dann die Einführung einer Periode durch Angabe ihres Namens und Geschlechts oder hervorragender Eigenschaften, wie B. 503: „Darauf kam auch ein Weib gegangen, ein altes in den Tempel: Anna war sie geheizen, eine tüchtige Frau, die Tochter Jannels.“ Von Thomas heißt es: „Er war ein wohl angesehener Mann, ein geschätzter Gefolgsmann des Herrn.“ Wiederholt endlich beruft sich der Dichter auf die mündliche Mitteilung anderer, um dadurch der eigenen mehr Glauben zu sichern, und tut dies mit denselben Worten wie die altgermanischen Epiker. Da heißt es z. B.: „So erfuhr ich, daß Johannes des Volkes jedem, den Leuten, lobte die Lehre Christi.“ An Gleichnissen aber, wie wir sie in den homerischen Dichtungen bewundern, ist der „Heliand“, wie die altgermanische Epik überhaupt, arm und ihr Gebrauch auf die biblischen eingeschränkt.

Auch seinen Stoff behandelt der Dichter nach der Art der nationalen Dichtungen, für die eben jenes poetische Rüstzeug geschaffen war. Wie in diesen wird auch im „Heliand“ das Verhältnis zwischen König und Gefolge nach altgermanischer Auffassung zur Grundlage des Werkes gemacht.

Christus erscheint wie ein germanischer König. Er ist aber „aller Könige kräftigster, der mächtige Held, der Menschen Mundherr, der Waktende, der heilige Himmelkönig, der milde Kleinodgeber, der Gefolgsherr, der liebe Leutewart, des Landes Hirte, der Männer und der Erdbewohner bester, ein Friede wider Feinde, das Friedefind Gottes“. Das Ansehen dieses Volkskönigs wird gesteigert durch seine Abstammung aus königlichem Geschlecht. In der Burg Bethlehem, wo seines Ahnherrn, des Edelfönigs David, Hochsitz stand und auch Mariens Mahlhof war, wurde der liebe Landeswart geboren. Schimmernde Engel kamen aus der Himmelsflur und verkündeten den Hirten, die auf der Au im Dunkel der Nacht die Kasse hüteten, daß der Völker Hirte auf Davids Burg geboren worden sei. Durch den Königstern wird seine Geburt den Weisen im Morgenlande verkündet. Ein Greis, dem weiser Rat von oben kam, hatte sie einst an sein Sterbelager gerufen und ihnen geweisagt, daß ein weiser König auf den Erdkreis kommen werde. Herodes ergrimmt, als er hört, daß er einen kräftigeren König, aus Gottes Geschlecht, über sich haben sollte. Des Ostens Helden aber, die reisemüden, huldigen, wie einem Könige, dem waltenden Christ und bringen ihm gewundenes Gold zum Geschenk dar. Durch einen Engel gewarnt, kehren die treuen Degen auf einem anderen Wege nach dem Osten zurück, weil sie dem neidharten König Herodes die Geburt des Friedenskindes nicht melden wollen.

Klugheit im Räte, Mut im Kampfe und Treue bis in den Tod bildeten die Tugenden des germanischen Helden und erwarben ihm Ruhm bei seinem Gefolgsherrn. Dieser hinwieder verband sich sein Gefolge durch Freigebigkeit und Aufopferung für dasselbe in der Stunde der Gefahr. Dieses gegenseitige, auf der Treue beruhende Verhältnis zwischen Fürst und Gefolge wird auch auf Christus und seine Apostel übertragen. Als treue Gefolgsleute folgen die Jünger ihrem lieben Herrn. Edelgeboren sind sie alle, die führen Degen. Andreas und Petrus verlassen alles und folgen dem Gotteskind als treues Heergeleit, um den seligen Lohn zu empfangen; Jakobus und Johannes erachten für nichts mehr die Reize und das Hochbordschiff und folgen dem hilfreichen Christ. Als jüngsten erwähnte sich der Herr eines Königs Degen, einen mutweisen Mann, Matthäus mit Namen. Dieser war Beamter edler Männer, treu und wohlgestalt. Er aber verläßt Gold und Silber und herrliche Kleinode und wird Dienstmann unseres Herrn, eines milderen Kleinodgebers, als sein König war in der Welt, denn von ihm empfängt er wonnesamere Dinge und länger dauernden Rat. Von allen Burgen eilen die Mannen herbei, überall erschallt das Lob des Herrn. So wird die Bergpredigt eingeleitet, der Mittelpunkt der ganzen Dichtung. Um den Heiland gruppiert sich die Menge. Die einen erwarten Heilung, andere Speise und Trank von dem Wunderlohn, wieder andere, falsche Volksgenossen, lauern auf seine Worte und Taten, um sie schlecht zu deuten; es waren aber auch Mannen dort, die in reiner Absicht kamen. Da begibt sich der Mächtige auf einen Berg und setzt sich dort, gesondert von der Menge. Aus dieser aber wählt er sich zwölf aus, treuhafte Männer, damit sie bei ihm seien als sein Gefolge Tag und Nacht. Diese zwölf Getreuen nun stehen wie in einer Volksversammlung um der Menge Mundherrn und gehen mit ihm zu Räte über den Kriegsplan, den er zum Heile der Menschen gegen den Fürsten der Hölle entwirft. Lautlos harret die Menge auf des Landeshirten Wort. Dieser aber sitzt schweigend da und sieht sie lange an, ihnen hold im Herzen und mild im Gemüte. Dann öffnet er seinen Mund und spricht weise Worte zu des Volkes Mannen. Selig werden gepriesen die Demütigen, die Sanftmütigen, selig die Mannen, die falschen Spruch an der Mahlstatt meiden, Fehd' und Blutschuld stehen, den Feind wie die Magen lieben und Eide nicht mehr staben. Verwundert hört die Menge die Worte des Volkskönigs, nicht alle aber verstehen sie, die Weisen jedoch fassen sie auf und unter diesen vor allen seine Getreuen, die zu Lehrern der Völker bestimmten Apostel. (Beilage 7.)

Wo es irgend möglich ist, schildert der Dichter das Treuverhältnis zwischen dem Herrn und seinen Degen. Als der Heiland ihnen erklärt, wieder nach Jerusalem gehen zu wollen, und sie ihn davon abhalten wollen, sagt Thomas, sein treuer Degen: „Nicht dürfen wir seine Absicht tadeln, nicht wehren seinem Willen. Vielmehr wollen wir bei ihm bleiben, dulden mit unserem Gefolgsherrn. Das ist ja eines Degens Preis, daß er standhaft bleibe an der Seite seines Herrn, und kostete es auch das Leben. Wohl an, wir wollen ihm folgen auf seiner Fahrt und unser Leben dabei für nichts achten. Denn nur wenn wir mit unserem Herrn vor dem Volke sterben, folgt von guten Leuten Ehre und Ruhm uns nach.“ Da nun machen sich die Mannen, die edelgeboren, einmütig mit ihrem Herrn zur Kriegsfahrt gegen den Feind auf. Zu dem hier bewiesenen Heldenmute paßt freilich schlecht die Flucht der Jünger bei der Gefangennahme ihres Herrn. Der Dichter entschuldigt aber das Verhalten der Jünger mit des Wahrtragers Wort, das sich nun einmal erfüllen mußte. Der Vorwurf der Feigheit war damit kurz abgewiesen. Mit sichtlichem Behagen verweilt

der Dichter dort, wo sich ihm Gelegenheit zur Schilderung einer Heldentat bietet. Der Heiland hat in Gethsemane die Jünger aus ihrem Schlummer geweckt. Da sehen sie den Berg herauf Volk in brausendem Schwarm ziehen. Judas, der Grimmgelüste, führt die feindliche Volkschar an. In der brennenden Fackeln rotem Schein kommt sie zum Streite heran. Die Jünger erklären, für ihren Dienstherrn sterben zu wollen. Dem Petrus aber, dem schnellen Schwertdegen, ergrimmt das Herz in so wildem Harn, daß er keines Wortes mächtig ist. Er zieht das Schwert und haut mit seiner Heldenfaust auf den vordersten Feind, und arg hat ihn des Schwertes Schneide zugerichtet. Das Ohr ward ihm verhauen, das Haupt verwundet, Wang und Ohr hangen blutend herab, die Beinwunde klappt, Blut quillt heraus. Da weichen die anderen zurück, denn sie fürchten des Schwertes Biß. Der Herr aber befiehlt dem Petrus, sein Schwert in die Scheide zu stoßen. Dann heilt er den wunden Mann. Wie der Treue Ruhm, so folgt der Untreue Schmach. Daher des Judas trauriges Ende. Gramgeister fahren ihm in den Leib, leidige Wichte und Satan umschnüren sein hartes Herz.

Des Dichters Streben, den fremden Inhalt seinen Sachsen in volkstümlichem Gewande zu bieten, erstreckt sich auch auf die Schilderung von Vorgängen aus dem täglichen Leben. Die Hochzeit zu Kanaan wird zu einem sächsischen Brautmahle. Die frohgemuten Gäste sitzen im Saale des hohen Hauses in heiterer Lust. Schenken gehen und füllen die Schalen und bringen funkelnden Wein in Krügen und Kannen. Lauter Jubel erfüllt den herrlichen Saal. Die Gäste sitzen auf Bänken und zechen eben aufs beste, als es ihnen plötzlich an Wein gebricht und die Geschirre für den Wein geleert sind bis auf den Grund. Der Herr aber wirft das bekannte Wunder. Ein andermal gibt das Geburtsfest des Herodes dem Dichter Gelegenheit, ein Festgelage, und diesmal ein tolles, zu schildern. Viele Mannen des Königs haben sich im Festsaale versammelt, in dem der Herrscher auf dem Königsstuhl sitzt. Voll Freude blicken die Mannen zu ihm auf und bewundern ihn in seiner Pracht. Die Schenken aber schöpfen den edlen Wein in goldenen Schalen, und von der Gäste trunkelem Schwarm schallt der Jubel durch die Halle. Des Landes Wart will den Gästen, die, erhitzt vom Wein, auf den Bänken sitzen, die Freude noch mehren und befiehlt Herodias, ihre Kunst im Tanze zu zeigen. Und sie tut es in des Landes Weise und schwebt dahin, allen zur Freude. Ihr Lohn ward des Täufers, des Vielgeliebten, Haupt. Seinen Leib aber begrub sein Gesinde im Uferlande, sich damit tröstend, daß er im himmlischen Heimalande, im Lichte Gottes, den Friedenstraum nun träume. Ergreifend schildert der Dichter den Schmerz der Mutter des Jünglings von Naim. Als der Erbarmere Naims hoher Burg sich naht, begegnet er am Tore einem Leichenzuge. Ein Jüngling wird zu Grabe getragen. Von tiefem Weh erfüllt, folgt die Mutter der Totenbahre. Ihre Wonne ist hin, der Tod des Kindes hat sie ihr geraubt. Und der Gotteslohn erbarnt sich der Mutter und heißt sie aufhören zu klagen um das liebe Kind.

Auch den Schauplatz kleidet der Sängler der heiligen Geschichte in ein volkstümliches Gewand. Die Städte Judäas werden zu Burgen im Sachsenlande, auf denen die Edelinges hausen, das Volk wohnt in Weilern. Der Festsaal des Herodes wird zur hölzernen Halle, an deren Längsseiten Bänke laufen für die Mannen, während in der Mitte der Hochsitz für den König sich erhebt. Das Schiff, auf dem der waltende Christ mit seinen Getreuen fährt, ist das Hochbordschiff, das hochgehörnte Schiff des nordgermanischen Seehelden. Das Galiläische Meer wird zum deutschen Meere, und der Dichter ist mit ihm wohl vertraut. Er kennt die Fischerei, aber auch die Gefahren, die das Meer bringt, wenn seine Fluten im Sturme sich empören. In wenigen, aber wirkungsvollen Zügen entwirft er zweimal das Bild eines solchen. Christus besteigt ein Schiff und schlummert. Die wetterkundigen Mannen hissen die Segel, der Wind treibt sie über den Meerstrom in die offene See. Da aber erhebt sich ein Wetter, ein Sturm bricht los mit aller Macht, schwarzes Gewölk wogt wild durcheinander, die See steht auf, Wind und Wasser kämpfen miteinander. Die Mannen sorgen für ihr Leben. Sie wecken den Landeswart und bitten um Hilfe, eh' sie erliegen im Kampfe mit der schäumenden See. Und siehe, auf des Waltenden Wort ward still das Meer und rein die Luft, und sicher fährt sie das hochgehörnte Schiff an das Land. Ein andermal fahren die Jünger allein. Manche Ausdrücke sind der Mythologie entnommen. So macht sich der Satan mit dem Hülhelme (Zauberhelm) unsichtbar. Weizen und Unkraut soll miteinander wachsen, bis des Rudspells (d. i. des Feuers) Macht über die Erde fährt. Die Taube setzt sich bei der Taufe des lieben Wartes der Menschenwelt auf dessen Schulter, ähnlich wie dem Odin der Rabe auf der Schulter saß. Der Ausdruck thiu wird erinnert an die Todesnorme. Ein Engel im Federkleide verkündet den Frauen die Auferstehung des Herrn, worin man vielleicht einen Anklang an den Mythos von den Walküren sehen kann.

Die Dombibliothek zu Bamberg besaß einst, vielleicht als Geschenk Heinrichs II., eine aus dem neunten Jahrhundert stammende Handschrift des „Heliand“. Jetzt bildet sie eine Zierde der Münchner Bibliothek. Jünger und wahrscheinlich eine Kopie einer älteren Vorlage ist die Londoner Handschrift. Nur kleine Teile des „Heliand“ enthalten das Prager und das Vatikanische Fragment. Zugleich mit dem letzteren wurden im Jahre 1894 Teile einer altsächsischen alttestamentlichen Bibeldichtung gefunden. Diese als altsächsische Genesis bezeichneten Bruchstücke entdeckte Zangemeister in der Vatikanischen Bibliothek in Rom in einem lateinischen, aus Mainz stammenden Kodex, auf dessen leere Blattseiten und Stellen sie um 900 von einem oder mehreren Rheinländern eingetragen worden waren. (Beilage 8.) Sonst wissen wir von der altsächsischen Genesis nur noch aus einer angelsächsischen Überarbeitung derselben, die in die angelsächsische Genesis eingeschaltet ist. Die altsächsische Genesis ist nach dem „Heliand“ entstanden. Nirgends nämlich finden

wir in diesem eine Hinweisung auf eine Bearbeitung des Alten Testaments. Der „Heliand“ bildet ein in sich abgeschlossenes Werk und stammt von einem anderen Verfasser als die viel weicher und lyrischer gehaltene Genesis. Nur selten findet sich hier die im „Heliand“ oft zur Weitschweifigkeit führende Variation, mit größter Gewandtheit wechseln Rede und Gegenrede, noch mehr reizt uns die psychologische Vertiefung der Motive und die dichterische Erfassung und Freiheit in der Gestalt des Stoffes zur Bewunderung hin.

Von den vatikanischen Bruchstücken der altfächsischen Genesis deckt sich eines inhaltlich noch mit dem Schlusse der angelsächsischen, die beiden anderen erzählen die Ereignisse nach der Ermordung Abels und Sodom's Untergang.

Ergreifend ist die Rede Gottes an den Brudermörder Kain, erschütternd die Verzweiflung des Unglückseligen. „Da ich,“ ruft er aus, „meine Treue nicht halten wollte, den Frieden deinem reinen Herzen gegenüber, so weiß ich nun, daß ich hier keinen Tag mehr leben kann, denn mich wird umbringen, wer mich immer auf diesem Wege findet, mich erschlagen wegen dieser Sünde.“ Mit schwerem Kummer wird Adams Herz erfüllt, als er erfährt, daß Abel tot sei, so auch die Mutter, die den Sohn ernährt hatte, das Kind an ihrer Brust. Der hohe Wart des Himmels aber lindert dadurch ihre Seelenqual, daß er ihnen Nachkommen schenkt, darunter den frommen Seth. Von diesen stammen gute Männer ab, mit Worten weise und klug im Denken, von Kain aber hartgemute Helden, die dem Herrn nicht dienen wollen. Durch Vermischung der letzteren aber mit den Nachkommen Seths wurden auch diese verdorben. Nur einer von ihnen hatte die Gefinnung eines Edeling; er war tatkräftig, weise und redelug, Enoch war sein Name. Er ward berühmt über den Erdkreis, bis ihn der beste der Könige, ohne daß er sterben mußte, zu sich in das Himmelsreich nahm. Von dort wird ihn der Himmelswart den Heldenkindern, den Leuten, als Lehrer senden gegen den Antichrist. Dieser wird den Enoch töten, dann aber erliegen der Schärfe des Schwertes des Engels Gottes, sein Reich wird zerfallen und das Volk sich wieder zu Gott hinwenden.

Als die Ursache von Sodom's Untergang nennt der Dichter nur den Mord. Großartig ist die Schilderung des Unterganges der Stadt: Eben brach der Tag an; da erhebt sich ein gewaltiges Getöse, das zum Himmel dringt. Die Burgen füllen sich mit Rauch, vom Himmel beginnt unendliches Feuer zu fallen: Da erschallt das Jammern der Gottgeweihten, der schlechten Menschen. Das Feuer ergreift die breiten Burgsitze. Es brennt alles zusammen, Stein und Erde, und gar viele streitbare Mannen kommen und sinken hin. Brennender Schwefel wallt durch die Wohnstätten, die Verbrecher erdulden der Sünde Lohn. Das Land sinkt hinein, die Erde in den Abgrund, ganz Sodomburg wird zerstört, so daß davon nichts übrig ist, und in das Tote Meer verwandelt, wie es noch zu sehen ist, mit Blut erfüllt. (Nach Koenig.)

Die Schicksale der Seele des Menschen nach dem Tode schildert ein Gedicht, das von seinem ersten Herausgeber (Schmeller) „Muspilli“, d. i. „Weltbrand“, genannt wurde. Es ist zwischen 830 und 840 entstanden und auf die freien Stellen eines lateinischen Codex, den Adalram, Erzbischof von Salzburg, Ludwig dem Deutschen gewidmet hatte, entweder aus dem Gedächtnisse oder nach Diktat etwa um 900 von einem Bayern geschrieben worden. Anfang und Schluß des Gedichtes und ein Teil im Innern fehlen. Sein theologischer Charakter läßt auf einen Geistlichen als Dichter, die darin gezeigten Sünden auf adelige Hörer oder Leser schließen, die damit zur Bekehrung ermahnt werden sollten.

Der Dichter beginnt mit der Erzählung, wie nach dem Tode des Menschen zwei Heere um seine Seele sich streiten, von denen das eine von den Himmelsgestirnen, das andere aus der Hölle kommt. Sorgen mag die Seele, bis das Urtheil gesprochen ist, zu welchem Heere sie geholt werden soll. Verfällt sie dem Gefinde des Satans, so wird sie in Feuer und Finsternis geführt, wird sie aber von den Engeln geholt, so gelangt sie in das himmlische Reich.

dâri ist lip âno tód,      liôht âno finstri.  
sâilda âno sorgûn:      dâr nist siuh neoman.  
denne in pardisu      der man pû kiwinnit.  
hâs in himile,      dâr quimit imo hilfâ kinuok.

Da ist Leben ohne Tod, Licht ohne Finsternis,  
Seligkeit ohne Sorgen: dort ist siech niemand.  
Denn im Paradiese gewinnt Wohnung der Mann,  
Haus im Himmel, dort kommt ihm Hilfe genug.

Darum möge der Mensch hier auf Erden bedenken,

daz er kotes uuillun      kerne tuo  
enti hella fuir      harto uoise  
pehhes pina:      dâr piutit der Satanâz.  
der altist, heizan lauc:      sô mac huckan (za diu  
sorgên dratô,      der suntigen uueiz.)

daß sein Mut ihn treibe,  
Gottes Willen gern zu tun  
Und Höllefeuer höchlich meiden,  
Rechbrandes Pein: dort beut Satanas,  
der alte, heiße Lohe. Drauf lenke den Sinn  
(Und Sorge emsig, wer sich fündig weiß.)

Auf das besondere Gericht folgt das allgemeine, zu dem der mächtige König alle Sippen beruft damit sie sich dort über alles verantworten, was sie hier auf Erden getan haben. Dem Jüngsten Gerichte geht aber der Kampf des Antichrist mit Elias voraus. Bei den heiligen Vätern, in deren Schriften dieses Kampfes auf Grund von Geh. Offenbarung (A. 11. 3, 7) gedacht wird, heißt es gewöhnlich, daß Elias und Henoch mit dem Antichrist streiten und dabei fallen werden. Der Dichter des Muspilli folgt hier einer anderen Überlieferung oder hat sich selbst eine Ansicht gebildet. „Elias“, heißt es hier, „streitet um das







Gallener Mönchen Hartmut und Werinbert. Nach Vollendung seiner Studien kehrte Otfried nach Weissenburg zurück und wurde Mönch und Priester des Klosters. Nach einer Bemerkung in einem lateinischen Gedichte des zehnten Jahrhunderts war er auch Leiter der Klosterschule und im Jahre 851 erscheint er als Schreiber einer Urkunde. Das Todesjahr Otfrieds ist unbekannt. Vielleicht ist er nicht in Weissenburg gestorben; in den Totenbüchern dieses Klosters wenigstens wird er nicht genannt.

In Weissenburg schrieb Otfried sein gereimtes Evangelienbuch (*Liber evangeliorum theotisce conscriptus*). Er begann es in den dreißiger Jahren und vollendete es zwischen 865 und 868. Hierauf sandte er es mit einer Zuschrift an seinen ehemaligen Lehrer zur Prüfung und legte dann ein Exemplar seinem Diözesanbischof Liutbert von Mainz vor, um die kirchliche Genehmigung dafür zu erhalten. Nun erst erfolgte die Widmung des Werkes an den König Ludwig den Deutschen. Auch an seine Freunde in St. Gallen schickte Otfried ein Exemplar mit einer Zueignung, die dann später am Ende des Werkes ihren Platz fand. Die Zuschrift an Liutbert ist in lateinischer Prosa, die anderen Widmungen aber sind in deutscher Sprache und zwar derart in zweizeiligen Strophen abgefaßt, daß die Anfangs- und Endbuchstaben jedesmal die Namen der Empfänger bilden. Vorbilder für diese akro- und telestichische Spielerei fand Otfried bei Hrabanus Maurus und den lateinischen Dichtern der Karolingischen Hofschule.

Von innen getrieben und vielleicht auch von außen angeregt, schrieb Otfried einen Teil der Evangelien in südrheinfränkischer Sprache, damit, wer sie in der fremden Sprache nicht zu lesen vermöge, hier in der eigenen die hochheiligen Worte erfahre und, durch sie über das göttliche Gesetz belehrt, sich in acht nehme, von ihm auch nur ein wenig abzuweichen. Er legte seinem Werke die von der Kirche zu liturgischen Zwecken aus den vier Evangelien ausgewählten Perikopen (Ausschnitte) zugrunde und teilt das Ganze in fünf Bücher, wozu ihn ein Mystizismus bewog, der auf Isidor von Sevilla zurückgeht und auf die fünf Sinne des Menschen Bezug nimmt. Schon dieser gekünstelte Aufbau unterscheidet Otfrieds Buch wesentlich von dem Heliand. Noch mehr aber weichen beide in der Art der Behandlung ihres Stoffes voneinander ab. Der altfriesische Dichter stand mitten im Volke und in unmittelbarer Fühlung mit dessen poetischem Schaffen. Daher gelang es ihm auch, den fremden Inhalt ganz im Geiste des Volkes zu erfassen und zu verarbeiten. Nirgends drängt sich der Dichter hervor, an keiner Stelle wird auf eine gelehrte Quelle hingewiesen. Ganz anders stellt sich Otfried dem Stoffe gegenüber. Er steht über dem Volke und ferne seiner Dichtungsweise. Überall tritt der gelehrte Theologe hervor, und den Gebildeten seiner Zeit genug zu tun, gilt ihm vor allem als das Ziel seiner Dichtung. Er beruft sich zur Bekräftigung seiner Worte auf Quellen und bringt in reichem Maße, was er daraus geschöpft hat. Ganz besonders in den mit *Spiritualiter*, *Moraliter*, *Mystice* überschriebenen Kapiteln, die zwischen die mehr erzählenden Inhalte eingestreut sind, zeigt er sein theologisches Wissen. Die Homilien seiner und der früheren Zeit sind ihm gleich bekannt, und gewissenhaft teilt er mit, was er an gelehrten, besonders mystischen Deutungen in den Bibelkommentaren gefunden hat.

Gelehrt wie die Arbeiten der Theologen seiner Zeit ist auch Otfrieds Evangelienbuch, nur Sprache und Form unterscheiden es von jenen. Es ist eine gelehrte Kunstdichtung, geschrieben für Gelehrte, und als solche muß sie, will man gerecht sein, beurteilt und gewürdigt werden. Die großen römischen Kunstdichter, die er in seinem gehobenen Nationalbewußtsein durch seine Dichtung zu verdrängen träumte, hat Otfried allerdings nicht erreicht, aber auch der Versuch allein schon, mit jenen zu wetteifern und der gelehrten lateinischen Poesie ein Werk in deutscher Sprache entgegenzusetzen, verdient Lob und Bewunderung. Hierin erwies sich Otfried als treuer Schüler des großen Hrabanus Maurus, der in ihm die Liebe zur deutschen Sprache weckte und förderte. Unbillig aber wäre es, wollten wir Otfrieds Verdienst auf seine sprachschöpferische Tätigkeit einschränken und sein dichterisches Talent ganz verkennen.

Am schönsten zeigt sich dieses dort, wo er seine eigenen Gefühle in Worte kleidet. So z. B. wenn er im Anschlusse an die Rückkehr der drei Weisen (Genossen) die Sehnsucht nach dem Paradies mit dem Heimweh vergleicht (I. 18, 25 ff.):

**T** hīz ist gisprōchan allaz sūf. thir sāgen ih fon ther ākus  
 niuuāne theih thir gēlbo. drūhtan ist iz sēlbo  
 XXIIII **INTERROGABANT EUM TURBE QUID FACIEM**

**T** ho bātun nan thielūq. er in fon gōte rīaq.  
 uuio sic ingiangin alle. theno ēgislīchen fālle

**N** ēmē quader hārto. gōumo thero uuōrto  
 thi uih iū nu gi zelle. ioh sāgilih siu irfulle

*Qui habet  
 duas tonicas*

**N** isī mān nihean so fēi gi. ther zuei gifāng eigi  
 sunter inrēh tēdela. gispēnto thaz ēina

**S** ouuer sō ouh mūas eigi. gēbethemo niēigi  
 thaz mit mīnnu gidūa. ioh gib thaz drīnkan thar zua

*Nihil aliud  
 qua est factu  
 ē factu*

**V** uirkē ouh thaz thar mīt. thaz uuīzod uih lērt  
 noh ungidan bilibē. thaz ther fōrasāgo scribe

**M** it thiu gidūet ir uu dar gōt. thāz er iu ginādot  
 ioh ob irēf bigīnnē. thiohūldi giuunnē

**V** uir scūlun thiu uuōstē abton. thar hārto ouh zūadrāhton  
 ioh scūlumes siu irfūllen. mit mīhilomo uuīllen

**T** hāz hār sēlērt. theist ziuūs nu gi kērt  
 ni mūgun uuir thar uuēnken. uuir scūlun iz bithēnken

**S** ouuer mānno so sih būazit. ioh sūnta sino rīuzit.  
 thaz thanne uuārlichodūat. gihōufot er mo mānag quāt

### Erklärender Abdruck und Übersetzung

umstehender Seite aus Otfrieds Evangelienbuch I, 23, letzte Strophe  
und 24 bis zur letzten Strophe.

#### Übertragung.

Thiz ist gispróchan allaz sús. thir ságen ih fon ther ákus,  
ni uuáne theith thir gélbo, drúhtin ist iz sélbo.

#### XXIII Interrogabant eum<sup>1</sup> turbe, quid faciemus<sup>2</sup>

Tho bátun nan thie liuti, er in fon góte riati.  
uúo sie ingiangin álle themo égislichen fálle.

„Német,“ quad er, „háрто góumo thero uuórto,  
thiu ih ú nu gizélle, ioh iágilih siu irfulle.

*Qui habet* Ni si máu nihein so fei gi<sup>3</sup>, ther zuei gifáng eigi,  
*duas tonicas*<sup>4</sup> suntar in réh t<sup>5</sup>deila<sup>6</sup> gispénto thaz éina.

So uuer so<sup>7</sup> ouh múas eigi, gébe themo ni éigi;  
thaz mit mínnu gidúa, ioh gib thaz drinkan tharzua.

*Nihil aliud* Vuirket ouh thaz thar mit, thaz uuizzod iuih lérit;  
*quam constitum* noh úngidan bilíbe thaz ther fórasago scribe.

*est facite*<sup>8</sup> Mit thiu gidúet ir uuidar gót, tház er iu ginádot,  
ioh ób jr es bigínnét, thio húldi giuinnét.“

Vuir scúlun thiu uuort ahton, thara háрто ouh zúa drahton  
ioh scúlumes siu irfúllen mit mihilemo uúllen.

Tház. hárt lérit<sup>9</sup>, theist zi úns nu gikérít;  
ni múgun uuir thar uuénken, uuir scúlun iz bithénken.

So uuer máнно so sih búazit, ioh súnta sino riuzit,  
thaz thanne uuárlicho dúat: gihóufot er mo mántag guat<sup>7</sup>.

<sup>1</sup> Ioannem. <sup>2</sup> Luf. 3, 10: Es fragten ihn die Scharen: „Was sollen wir tun?“ <sup>3</sup> Korrigiert aus feingi durch Ausfragung des n. <sup>4</sup> d über t geschrieben; das d nach t scheint aus e korrigiert zu sein. <sup>5</sup> so, der Punkt über dem o zeigt die Verschleifung des Vokals (Zynaloöpe) an. <sup>6</sup> Dies: thaz er se hiar lérit; bei thaz ist durch Punkte das Fehlen der Wörter or se angedeutet; das se stand vor lérit, ist aber durchstrichen. <sup>7</sup> Die in der Übertragung eingesezte Interpunktion fehlt im Original; hier ist nur die Teilung der Langverse und zwar durch Punkte angegeben. <sup>8</sup> Luf. 3, 11: „Wer zwei Röcke hat.“ <sup>9</sup> Luf. 3, 11: „Nichts anderes tuct, als was vorgeschrieben ist.“

#### Übersetzung.

Darum gesagt ist alles dies,  
Was ich gesprochen von der Art  
D glaube nicht ich täusche dich,  
Der Herr ist selber diese Art.

24.

Es hat ihn nun das ganze Volk,  
Er soll belehren sie von Gott,  
Wie sie entgehen könnten wohl  
Dem schauerhaften Untergang.  
„Nun gebet,“ sprach er, „eifrig acht  
Auf alles, was ich sage euch.  
Die Worte, die ich künde euch,  
Erfülle treulich jedermann.  
Jedweder, er sei noch so arm,  
Wenn er der Kleider zwei besitzt,  
Er teil' in gleiche Teile sie,  
Und gebe dann das eine hin.  
Und wer nur immer Speise hat,  
Er spende dem, der keine hat,  
Er tue es mit Liebe stets,  
Und reiche auch den Trunk dazu.  
Darnach erfüllet alles das,  
Was euch gebietet das Gesetz;  
Es bleibe ja nichts ungetan  
Von dem, was kündet der Prophet.  
Dadurch erlanget ihr von Gott,  
Dah er erbarmt sich über euch,  
Ja, wenn ihr dieses recht vollzieht,  
Dah ihr gewinnet Gottes Schuld.“ —  
Bedenkt die Worte, die er sprach,  
Mit allem Ernst bedenket sie,  
Und sucht mit Eifer und mit Fleiß  
Zu tun, was sie befehlen euch.  
Denn was Johannes lehrt das Volk,  
Bezieht auf uns sich ebenfalls;  
Wir können uns entziehen nicht,  
Das mögen wir bedenken wohl.  
Ein jeder Mensch, der Buße tut,  
Der seine Sünden recht beweint,  
Wer dies aus wahren Herzen tut:  
Er häuſet großen Schatz sich auf.  
(3. Kelle.)

Wolaga éilenti! hártó bistu hérti,  
 thu bist hártó filu suár, thaz ságen ih thir in álawar!  
 Mit árabeitin wérbent, thie héiminges thárbent;  
 ih haben iz fúntan in mír; ni fand ih liebes wiht in thír;  
 Ni fand in thír ih ander gúat, suntar rózagaz muat,  
 séragaz herza joh mánagfalta smérza!  
 Ob uns in múat gígange, thaz unsih héim lange,  
 zi thémo lante in gáhe ouh jámar gifáhe:  
 Farames, so thie ginoza, ouh ándara straza,  
 then wég, ther unsih wénte zi éiginemo lante.  
 Ach, Fremdland! sehr bist du hart;  
 du bist gar sehr schwer, das sage ich dir fürwahr.  
 In Mühsalen leben, die der Heimat entbehren,  
 ich habe es an mir erfahren; ich fand nichts Liebes an dir.  
 Ich fand in dir kein anderes Gut außer traurigen Sinn,  
 schmerzgefülltes Herz und mannigfaltigen Schmerz.  
 Wenn uns in den Sinn kommt, daß uns heim verlangt,  
 nach dem Lande plötzlich auch Sehnsucht uns ergreift,  
 fahren wir, wie die Genossen, auch eine andere Straße,  
 den Weg, der uns wende zu dem eigenen Lande.

Ergreifend schildert der Dichter den Schmerz der Mütter beim Kindermord in Bethlehem, wie die einen sich die Haare ausraufen, andere ihre Kleider zerreißen, wieder andere sich den Soldaten entgegenwerfen. Rührend wird die Mutterfreude Mariens erzählt, die dem göttlichen Kinde all die kleinen Dienste erweisen darf, die Mütter ihren Kindern zu erweisen pflegen. Der Mutterliebe im allgemeinen gedenkt Otfried dort, wo er den Herrn bittet, er möge ihn für die Mängel seiner Dichtung nach Art einer Mutter strafen, die, wenn sie auch ihr Kind streng bestraft hat, doch ihre Hand sofort demjenigen entgegenhält, der ihm Leides tun will. Tief gefühlt ist der Vergleich der Sehnsucht nach dem Himmel mit dem Verlangen nach irdischen Dingen, die wir lieben. In großartigen Zügen wird die Schöpfung geschildert und einem erschütternden Gemälde vergleichbar ist die Beschreibung des jammervollen Schauspieles des Letzten Gerichtes.

Alle diese Stellen, denen noch jene angereicht werden könnte, wo Otfried das Lob seiner Franken singt, zeigen, daß er nicht bloß Gelehrter, sondern auch Dichter und zwar Lyriker war. In der Wiener und Heidelberger Handschrift sind über einzelne Verse Neumen gesetzt, d. h. Zeichen, die das Steigen oder Fallen der Stimme anzeigen und so das musikalische Gedächtnis unterstützen sollten. Man hat daraus geschlossen, daß aus Otfrieds Dichtung einzelne Abschnitte gesungen wurden. Daß übrigens Otfried bei der Abfassung seines Werkes, wenn er auch einige Male vom Lesen desselben spricht, dennoch an Gesang gedacht habe, kann auch aus anderen Gründen gefolgert werden. Er wollte fürs erste mit seinem Buche den unanständigen Gesang der Laien verdrängen; ferner wendet er sich einige Male an das Publikum mit der Aufforderung, in den Gesang einzustimmen, und endlich scheinen auch die refrainartigen, auf fremde Vorbilder zurückführenden Strophen, denen wir einige Male begegnen, und die Wärme, mit der er ein paarmal vom Gesange redet, darauf hinzuweisen. (Beilage 9.)

In formeller Beziehung wurde Otfrieds Werk die Grundlage der späteren deutschen Metrik. Er ging beim Bau seines Verses von dem alliterierenden Kurzverse aus. Je zwei Kurzverse werden durch den Endreim zu einem Langverse verbunden und je zwei solche zu einer Strophe.

Nu singemes álle mánnoli h bi hárne:  
 wola kind diuri, fórasago mári!  
 Nun singen wir alle Mann für Mann,  
 Heil, teures Kind, berühmter Seher!

Otfrieds Streben zielte darauf ab, durch regelmäßige Aufeinanderfolge von Hebung und Senkung strengere metrische Gesetze zu schaffen. In den drei ältesten Handschriften seiner Dichtung sind die wichtigsten Hebungen, oft auch alle, für den Vortrag mit Tonakzenten bezeichnet. Von dem Endreim spricht Otfried in seinem Briefe an Liutbert als von etwas schon lange Gebräuchlichem. Den Ursprung des Endreims in der deutschen Poesie sucht man in dem Einflusse der lateinischen Kirchenpoesie, die ihn schon in den ersten Jahrhunderten nach orientalischen Vorbildern anwandte und in die romanische Volkspoesie verpflanzte. Es ist aber auch möglich, daß er sich aus dem deutschen Alliterationsverse selbst entwickelte, und tatsächlich ist er im Angelsächsischen von selbst durchgebrochen. Jedenfalls war er zur Zeit Otfrieds schon im Gebrauch,

und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er sich in jenen Liedern, die Otfried verdrängen wollte, bereits gefunden habe. Kaum wäre es sonst erklärbar, daß ihn Otfried mit einer immerhin großen Sicherheit hätte anwenden können und dessen Einfluß auf die deutsche Poesie so entscheidend geworden wäre, da ja sein Buch nach seinem Charakter doch nur auf einen kleinen Kreis von Lesern beschränkt bleiben mußte und nicht in das Volk gedrungen ist. Otfried hat also den Endreim nicht als der erste, wohl aber zum ersten Male in einer umfangreichen deutschen Dichtung und mit Regelmäßigkeit angewendet. Von da an tritt der Endreim an die Stelle des Stabreims. Dieser erscheint aber bei Otfried noch zuweilen als Bindemittel der beiden Halbverse und deutet so auf den Ursprung des Otfriedischen Verses aus dem alliterierenden Verse hin. So z. B.:

I, 5, 11: Wahero dūacho	Werk Wirkento
dīurero gārno.	thaz dēda siu io gērno.
(Der Engel fand Maria)	Kunstvolles Tücherwerk wirkend.
	Aus kostbarem Garne, das tat sie immer gern.
III, 14, 106: fāretun thes fērahes	sine hianta innan thēs
	es strebten nach dem Leben seine Feinde indes.

Auch sonst läßt Otfrieds Werk den Zusammenhang mit der alten Dichtungsweise erkennen. So begegnen wir wiederholt der Variation, der Ankündigung des Subjectes oder eines anderen Satzgliedes durch ein Pronomen, einer Menge alliterierender Formeln, der Wiederholung eines Verses zur Verbindung der Strophen, wie es im Volksliede geschieht, und ähnlichem mehr.

Wie der Helianddichter übertrug auch Otfried volkstümliche Verhältnisse auf den fremden Stoff; es gelang ihm aber nicht in gleicher Weise wie jenem, die christlichen Anschauungen mit dem germanischen Volkstum zu verschmelzen.

Auch in Otfrieds Dichtung wird Christus, der König des Himmels, wie ein irdischer Germanenkönig aufgefaßt. Auf eine lange Ahnenreihe blickt er zurück; alle Eigenschaften, mit denen der Germane seinen König geziert wissen wollte, schmücken ihn: Gerechtigkeit und Milde, Tapferkeit und Mut in allen Gefahren. Kein Wunder daher, daß er über ein großes Gefolge verfügt. Ohne Furcht tritt er seinen Feinden in Gethemane entgegen und nicht aus Ohnmacht, sondern weil er für uns sterben wollte, unterliegt er ihrer Übermacht. Durch die Treue sind ihm die Apostel, seine Holden, seine Degen und sein Gefinde, verbunden. Wieder ist es Petrus, der als der schneidigste der Dienstmänner für seinen Herrn eintritt und sein Leben für ihn in die Schanze schlagen will. Nicht aus Feigheit, sondern weil die Prophezeiung es verübete, ergreifen die Apostel die Flucht. Versammlungen, wie z. B. bei der Bergpredigt, werden nach Art der germanischen „Dinge“ abgehalten. Die Ehebrecherin wird mitten in den Ring gestellt und so das Urtheil über sie gesprochen. Auch der Blindgeborne muß in dem Ringe dem Häuptling Rede und Antwort stehen, und wie ein Tageding wird einst auch das Weltgericht abgehalten werden. Personen und Orte erhalten germanisches Gewand. Pilatus wird „Herzog“, der Hauptmann, der bei der Kreuzigung Christi auftritt, „Schultzeiß“ genannt. Jerusalem, Bethlehem, Nazareth sind Burgen, ihre Bewohner Burgleute, und da die Wüste den Germanen fremd war, fastet Johannes in der Einöde des Waldes. Maria erscheint als Edelfrau aus fürstlichem Geschlechte. Seines Tücherwerk aus kostbarem Garn zu wirken, war ihre Lieblingsarbeit. Der gelehrte Theologe tritt auch hier durch die Erklärungen hervor, die er der Erwähnung fremder Gebräuche beifügt.

Otfrieds Dichtung ist uns in vier Handschriften überliefert, von denen drei, nämlich die Wiener, die Heidelberger und die nur in Bruchstücken (Berlin, Bonn, Wolfenbüttel) erhaltene noch dem neunten, die Münchner aber dem Beginn des zehnten Jahrhunderts angehört. Die Haupthandschrift wird in Wien aufbewahrt und ist wahrscheinlich das von Otfried selbst durchforrigierte Exemplar. Darin finden sich drei Abbildungen, von denen eine, nur teilweise in Farben ausgeführte, den Einzug Christi in Jerusalem darstellt. (Beilage 10.)

Die rhythmischen Neuerungen Otfrieds, die strophische Gliederung und den Endreim finden wir auch in einigen Gedichten, die entweder gleichzeitig oder bald nach Otfrieds Werk entstanden und mehr oder minder von ihm beeinflusst sind. Ihre Verfasser sind Aleriker, ihr Inhalt entweder ein rein geistlicher oder ein historischer mit geistlicher Einkleidung. Wir beginnen mit der ersteren Gruppe, die als Vorboten der bald üppig erblühenden geistlichen Dichtung angesehen werden kann, und nennen zuerst den Bittgesang an den heiligen Petrus, wahrscheinlich das älteste geistliche Volkslied in deutscher Sprache. Es ist, obgleich die Überlieferung bayerischen Charakter verrät, fränkischen Ursprungs und wurde vielleicht bei Processionen gesungen. Mit



### Einzug Christi in Jerusalem.

Teilweise gemaltes Bild aus der Orfried-Handschrift 2687 (Blatt 112) der k. u. k. Hofbibliothek zu Wien.





dem Kyrie eleison, Christe eleison fiel die Menge in den von einzelnen vorgetragenen Gesang ein. Das Gedicht gehört der Form nach zu den sogenannten „Leichen“, wie man jene ungleichstrophigen Lieder nannte, in denen das musikalische Element vorherrscht und das Wort diesem sich unterordnet. Sie wurden von einem Chor unter Musikbegleitung vorgetragen.

Wieder nach Franken führt uns ein Gedicht, das nach der Perikope aus dem Johannis-evangelium 4, 3—42 die Unterredung Christi mit der Samariterin zum Inhalte hat. Durch den raschen Gang der Erzählung und die unmittelbare, auf die einleitenden Eingänge verzichtende Aneinanderreihung von Rede und Gegenrede erinnert es an das epische Volkslied und erhebt sich dadurch über die Behandlung desselben Stoffes bei Otfried. (Beilage 11.)

Am Ende des zehnten oder zu Beginn des elften Jahrhunderts schrieb der Mönch Wisolf auf die letzten Seiten der Heidelberger Otfried-Handschrift, wahrscheinlich aus dem Gedächtnis,

I hob er barmeder got. Quasser alla thia not.  
 Hier her bludigan. Tharot sar man.  
 Hludig kuning min. Hilph minan Lucin.  
 Hergun sa north man. Harro bi duungan.  
 I hant sprah bludig. Herro so duon ih.  
 Dot ni rere mir iz. Al thaz thu gibudist.  
 I ho namber godes urlub. Huob her gundfanon uf.  
 Rar her thara in urankon. Ingagan north mannon.

Aus dem Ludwigsliede.

Das Original (9. Jahrhundert) befindet sich in der öffentlichen Bibliothek zu Valenciennes (Nr. 143) und stammt aus der Abtei St. Amand sur l'Énon.

Aus M. Enneccerus: „Versbau und gesunglicher Vortrag des ältesten französischen Liedes.“

das Georgslied. Die Abhängigkeit desselben von Otfried in technischer und sprachlicher Hinsicht, der Fundort und der Dialekt lassen vermuten, daß das Original in einem Kreise verfaßt worden sei, der Otfried nahe stand, und zwar zu jener Zeit, in der dessen Evangelienbuch noch gelesen wurde.

Ein bayerischer Schreiber überlieferte uns eine in Rheinfranken entstandene Übersetzung eines lateinischen Gebets, das sogenannte Augsburger Gebet, und von dem Schreiber der Freisinger Otfried-Handschrift stammen die zwei Gebete Sigiharts. In literarhistorischer Hinsicht interessant durch die Anwendung der Alliteration neben dem Endreim ist eine in Bayern entstandene freie Bearbeitung des 138. Psalms.

Im Jahre 843 hatten sich Ludwigs des Frommen Söhne in das Frankenreich geteilt. Dieser Teilung folgten unter deren Nachfolgern wiederholt andere. Die Herrscher wechselten schnell hintereinander, innere Wirren brachen aus und führten zum Bürgerkriege. Das Reich des großen Karl war der Zertrümmerung um so näher, da auch Feinde von außen, die Slaven und Normannen, es bedrohten. Letztere fielen im Jahre 881 in Westfranken ein, als eben dessen Herrscher Ludwig III., ein Sohn Ludwigs II. des Stämmers (gestorben 879), mit seinem Bruder Karlmann und Karl dem Kahlen den Voso von Burgund bekriegte. Auf die Kunde, daß die Normannen die Somme überschritten hätten, hob Ludwig III. die Belagerung von Bienna an der Rhone auf und zog gegen die Feinde, die sich in Gent festgesetzt hatten. Am 3. August 881 kam es zur

entscheidenden Schlacht bei Saucourt, westlich von der Mündung der Somme, in der Nähe von Cu. Ludwig, kaum 18 Jahre alt, aber an Mut und Tatkraft, an Tapferkeit und Selbstbewußtsein seines großen Ahnherrn würdig, erfocht einen glänzenden Sieg. Diese Heldentat der fränkischen Waffen fand bald einen romanischen Sänger, um den Sieger wob sich ein reicher Sagenkranz. Ludwig III. starb am 5. August 882. Als einen noch Lebenden, also unter dem noch frischen Eindrucke jenes Ereignisses, preist ihn ein geistlicher Sänger, vermutlich aus des Königs Umgebung, in rheinfränkischer Sprache in dem sogenannten Ludwigsliede.

Den König als einen von Gott selbst Erwählten und ihm ganz Ergebenen zu schildern, bildet das Ziel, das der Dichter, erfüllt von stolzem Nationalbewußtsein, mit seinem Sange erreichen will. Wie im Alten Testament wird daher Gott zu dem Frankenkönig in unmittelbare Beziehung gesetzt. Schon als Kind wurde Ludwig vaterlos. Da nimmt sich Gott selbst seiner als Erzieher an, und aus seiner Hand erhält er auch die Krone. Ludwig muß sich aber als treuer Diener des Herrn erproben, so jung er auch sein mag. Daher läßt Gott Trübsale über ihn kommen: die heidnischen Normannen fallen, während er eben in der Ferne weilt, in sein Reich ein. Wie der König, so sollte damit auch sein Volk geprüft, die Frommen erwählt, die Unfrommen bestraft werden.

Thoh erbarmêdes got, Unisser alla thia nô:  
 Hiez her Hluduigan Tharôt sâr ritan.  
 Doch erbarmte sich dessen Gott, wußte er ja alle die Not:  
 Dieß er Ludwigen dorthin sogleich reiten.  
 „Hluduig kuning min, Hilph minan liutin!  
 Heigun sa Northman Harto biduungan.“  
 Ludwig, mein König, du hilf meinen Leuten!  
 Es haben die Nordmänner sie gar hart bezwungen.  
 Thanne sprah Hluduig „Hërro, sô duon ih.  
 Dôt ni rette mir iz, Al thaz thû gibindist.“  
 Darauf sprach Ludwig: „Herr, also tu' ich,  
 — Nur der Tod hindere mich —, alles, was du gebietst.“  
 Thô nam her godes urlub, Huob her gundfanon uf,  
 Reit her thara in Urankôn Ingagan Northmannon.  
 Da nahm er Gottes Urlaub, er hob die Kriegsfahne auf,  
 Ritt nach Franken entgegen den Nordmännern. (Vgl. dazu Nachbildung S. 49.)

Ludwig reitet mit seinen Getreuesten den Feinden entgegen, stimmt ein heiliges Lied an, in das die Menge mit dem Kyrie eleison einfällt, und der Kampf beginnt. Mit einem Dankgebete für den errungenen Sieg und einem Segenswunsch für Ludwig endet das Lied.

Der Dichter des Ludwigsliedes war mit dem deutschen historischen Volksliede vertraut. Darauf deutet die an volkstümlichen Zügen reiche Schilderung des Kampfes hin, ferner die Ankündigung des Themas gleich zu Beginn des Liedes, die reiche Verwendung des Zwiegesprächs als Darstellungsmittel und die Auffassung Gottes als Volksherrn und magazozo (Erzieher) Ludwigs. Und doch weist es einen anderen Charakter auf als das episch-historische Lied, wie wir es im Hildebrandsliede kennen gelernt haben. Diese Verschiedenheit ist auf den Einfluß lateinischer historischer Dichtungen zurückzuführen, mit denen das Ludwigslied zusammengehalten werden muß, wenn man seine Stellung in der geschichtlichen Entwicklung des Volksliedes bestimmen will. Die einen, von Seemüller „historische Lieder“ genannt, sind unmittelbar an Zuhörer gerichtet, gehen sofort in die Situation ein, auf deren Bericht sich ihr Inhalt beschränkt (wie im Hildebrandsliede), und weisen auch die übrigen genannten Merkmale des deutschen historischen Volksliedes auf:

#### Übersetzung des Gallusliedes.

Es erkrankt im Dorfe (Arbon) der von Gott Erwählte. Man weinte und seufzte, als Gallus seine Seele anschaute. Michael, der Treue, trug sie in den Himmel. Es eilt herbei der Bischof und weint bei des Lehrers Leichnam. Ein Palmier zieht seine (des Gallus) Schuhe an und springt empor. — (15.) Wie's Gewohnheit war, wird der Körper entblößt, um gewaschen zu werden. Da sieht man die Hüften des Heiligen verwundet. Man öffnet den Schrein des Gallus, den er zeitlebens vor den Brüdern verschlossen hielt, und findet eine Kette. Man entsetzt sich auch vor dem vom Blut durchtränkten Zilizium und ruft: „O der selige Peiniger seiner selbst!“ — (16.) Hierauf ließ der Bischof Johannes den Sarg des Martyrers auf ungestüme Pferde legen und ihnen die Zügel abnehmen. Sie aber laufen stracks zur Zelle des Vaters. Es folgt der Priester mit dem Klerus und dem Volke. Sie jüngen „Herr, erbarme dich“ und begraben ihn unter Tränen. — (17.) Johannes, weine nicht! Glaube, daß der Lehrer lebt. Es lebt, sage ich, Gallus, schon seliger wie keiner. Er lebt fort in den Wundern und reicht uns einen Schild gegen die Widerwärtigkeiten, bestimmt als Richter zu thronen auf der rechten Seite gegen die auf der linken am Tage des Gerichtes. Dir, Herr, sei Lob und Ehr'.

Ergrot incastro electus de nostro post fletum post gemitum offlaure  
gallus spiritus Michael fidelis portaxi huius in celis Accurrit episcopus fleus do  
magistri corpus Caligaveris induit contractus & exilat  
Corpus est nudatum ut solet ob laudatum Renes & sacrate videntur mal  
nerit Capsum galli pandunt carenam & offendunt Cruore p fufum exhor  
rene & ceterum Clamant o felicem sumet carnisicem Tumulam  
Et quis hinc in domitij Iohannes me baptizatis presul imposerat in sit  
nes & laxaverat Currunt in directum ad cello parit tecum Sequi  
tur cum clero sacerdos atq; populo Kyrie eleison labilant & defleunt  
Iohannes noli flere magistrum crede vivere Viro in qua gallus be  
at er q annullus fuit p miracula clausit ad ob stace Index inter  
dextros sessorius in sinistros In tremendo numne Gloria tibi dno

Aus Ratherts Lobgesang auf den heiligen Gallus.

In das Lateinische übersezt von Gesehard IV., Mönch von St. Gallen (gestorben als Lehrer an der Domkirche zu Mainz 1060).  
Nach der Handschrift Nr. 108 in St. Gallen (11. Jahrhundert) mit Reimen und Verbesserungen von Gesehard.

die anderen („historische Gedichte“) schildern ein geschichtliches Ereignis in seinem ganzen Verlauf. Beiden Arten gemeinsam ist die Einfügung geistlicher Nutzenwendungen, der typische Schluß mit Segenswunsch und Gebet, die Gliederung in Strophen und der rhythmische Vers.

Eines der ältesten lateinischen historischen Lieder in rhythmischen Versen ist das Avarenlied, das die vollständige Unterwerfung der Avaren durch Pippins unblutigen Sieg verherrlicht und auf das Ludwigslied nicht ohne Einfluß geblieben ist. In beiden Liedern ist der weltliche Inhalt geistlich eingerahmt. Das Heer Pippins begleitet der Apostelfürst Petrus, dem König Ludwig steht Gott selbst im Kampfe bei. Die Niederlage der Avaren wird als Sieg des Christentums über das Heidentum und als eine Strafe für die Frevel aufgefaßt, die jene an Kirchen und Klöstern begangen haben. In ähnlicher Weise erblickt der Dichter des Ludwigsliedes in dem Normanneneinfalle ein Strafgericht, das Gott über die Franken verhängte, um sie zur Buße für ihre Sünden zu mahnen. Der Sieg wird in beiden Gedichten als ein Werk Gottes angesehen und ihm dafür zum Schluß der schuldige Dank gezollt. Das Avarenlied besteht aus 15 Strophen von je drei fünfzehnfüßigen rhythmischen Versen. Dreizeilige Strophen enthält auch das Ludwigslied neben den überwiegenden zweizeiligen. Die Dichter beider Lieder waren Geistliche, wie schon die moralisierenden Nutzenwendungen erkennen lassen.

Eine eigenartige Gruppe der lateinischen historischen Lieder bilden die *Planctus* (Klagelieder), in denen das lyrische Element stärker als das epische hervortritt. Zwei solcher Lieder werden dem Paulinus von Aquileja zugeschrieben. In dem einen, *De Herico duce*, beklagt der Dichter den Tod des ihm befreundeten Markgrafen Erich, eines der tüchtigsten Feldherrn Karls des Großen, und des eigentlichen Besiegers der Avaren. Würdig reiht sich das andere Klagelied an, das die Zerstörung Aquilejas durch Attila zum Inhalt hat. In tiefer Trauer verjetzte der Tod Karls des Großen das weite Frankenreich. Ein Sänger, wahrscheinlich ein Mönch des Klosters Bobbio, verleiht ihr Ausdruck in einem ergreifenden Klagelied auf Karls Tod, in dem er durch den Refrain *Heu mihi misero* (Weh mir Armen) seinen persönlichen Schmerz kundgibt. Reichen Stoff zu Klageliedern bot die Zeit des Bruderkrieges unter Ludwigs Söhnen, und das auf die Schlacht bei Fontanetum (841), die blutigste von allen, ist uns erhalten. Es ist reich an poetischen Zügen, erschütternd die Schilderung des Kampfes, den der Sänger einen Verwandten- und Christenmord nennt, dessen die Hölle sich freue. Wieder in die Zeit der Bürgerkriege führt uns ein tief und warm gefühltes Klagelied auf den Tod Hugos, des Abtes von St. Quentin, der im Gefechte bei Toulouse (844) fiel.

Am Jahre 871 wurde Kaiser Ludwig II. von den Beneventanern gefangen genommen und durch vier Wochen festgehalten. Dieses Ereignis meldet der Welt ein Sänger in einem Liede. Es ist in Strophen abgefaßt, deren Anfangsbuchstaben das Alphabet bis zum M bilden (*Abcedarius*), ist mehr erzählend als lyrisch und durch seinen dramatischen Charakter, den es durch die eingeschalteten Reden erhält, dem deutschen historischen Volksliede ähnlich. Es unterscheidet sich aber von ihm dadurch, daß es nicht eine Situation schildert, sondern, wie das Ludwigslied, eine in mehreren Stufen verlaufende Handlung berichtet, worin sich der Einfluß der lateinischen historischen Gedichte verrät. Von diesen schildert das in langobardischer Gegend entstandene *Carmen de synodo Ticinensi* die Vorgänge bei der im Jahre 698 gehaltenen Synode von Pavia und hebt insbesondere die Verdienste Kuninkperts um die Bekämpfung des arianischen Schismas hervor. Die in Westfranken zwischen 848 und 850 verfaßten *Versus de eversione monasterii Glonensis* erzählen die Gründung des Klosters Glonnes in Poitou, dann dessen Zerstörung durch Remenoius, einen Fürsten der Bretagne, und die Bestrafung dieses Frevlers durch den Schutzheiligen Florentius. Mit einem Ausblicke auf die Wiederverbauung des Klosters durch Karl den Kahlen und mit einem Gebete schließt das Gedicht.

Ein Gedicht, das nicht streng historischen, sondern legendenhaften Charakter aufweist, führt uns nach St. Gallen, wo der Sequenzdichter Notker Balbulus (840—912), der kunstreiche Tutilo, Ratpert und andere als würdige Schüler ihrer Lehrer Iso und des Schotten Moengal (Marcellus) nicht bloß als Schulmänner wirkten, sondern auch die Wissenschaft und Kunst, und

& emendare ubicumq; necesse fuit. & emendatum  
legem scribere. & ut iudices per scriptum iudicassent  
& munera non accepissent. sed omnes homines  
pauperes & diuites in regno suo iustitiā habuissent.  
& eo anno peruenit elephas in francia.

Decciii Ipso anno imperator karolus caelestis / XCVI.  
uit apud aquis palatium pascha. & conuentum ab urt  
ad mogontiam. & ipse sine hoste fecit eodem anno  
excepto quod scaxer suas transmisit in circuitu ubi  
necesse fuit.

Lesen wir thaz fuor. thet heilote in tunc  
geuntane. uuz run thaz erzeinen braman kuzas.  
Qua fone samario. ein quena sarro. seephan thaz uuz er  
thannanoh so say et. Daz er sib koren can das in p thaz thet thara

Buuz kerost thu guot man. das luthy gebaerinkan. Iane negant  
uuz ze xist the uudan unsera uust uuz obethu uuz  
uuz elih gotes gte ist vnteden er caritas mit themo deke  
ni tubatis dir unnen sines kee prunnen distubut za  
ist so ruf sedero ih hermina biut noh ruf hab. Kitionel  
das thu thet ki seephes. uuz mahi thuguoof man uuz au  
prunnen. ne bistu luten kelop. mer than iacob. thaz er  
brunnen. trane eran ich sinaman sinu smale. uuz  
uuz 27. Thet trink the uuz 27. der afar trincht das min then lag it  
mon prusten in euon mit luston. Herra thet thet thaz  
uuz 27 galnt du mir das ich mit ubar xae ne bin hira duffat  
uuz. tuchih anne uuz hote herra dinen uuz siuquaz sus libit  
commen ne hebni uuz ih das du uuz segit das du kommen  
ne hebni. Du hebni herfinst dir zu uolliste das man uuz  
ne hebni. er in der uuz Herra in thir uuz sein das tu mahi  
forans er ge borana uuz con hiaz in berega unsera maga su  
kon ma gena da. thobit sagant kicojana thia bita in hira

### Christus und die Samariterin.

Nach dem Original (Anfang des 10. Jahrhunderts) in der Staatsbibliothek in Wien aufgenommen.

## Erklärender Abdruck zu Christus und die Samariterin.

(Die lateinischen Zeilen bilden den Schluß der Vorkcher Jahrbücher. Mit dem dritten Worte der zehnten Zeile beginnt das deutsche Gedicht.)

Lesên vuir thaz fuori ther heilant fartmuodi,  
 Lesen wir daß fuhr der Heiland fahrtmüde.  
 ze untarne, vuizzun thaz, er zeinen brunnon kisaz.  
 zu Mittag, wissen wir das, er an einen Brunnen sich setzte.  
 Quám ione Samário éin quena sário  
 Kam von Samaria ein Weib sogleich  
 scephan thaz vuazzer: thanna noh sô saz er.  
 schöpfen das Wasser: dort noch so saß er.  
 Bat er sih ketrencan daz vip thaz ther thara quam:  
 Bat er ihn zu tranken das Weib, das da dorthin kam  
 uurbon sina thegana be sina lipleita,  
 gingen seine Degen nach seinem Lebensunterhalt.  
 „Binuaz keröst thu, guot man daz ih thir geba trinkan?  
 „Warum begehrst du, guter Mann, daß ich dir gebe zu trinken?  
 já ne niezant, vuizze Crist, thie Judon vnsera vuist.“  
 fürwahr, nicht genießen, wisse Christ, die Juden unsere Speise.“  
 „uuiþ, obe thû uuißis, vuielih gotes gift ist.  
 Weib, wenn du wüßtest, wie beschaffen Gottes Gabe ist,  
 unte den ercantis, mit themo dâ kôsôtis,  
 und den erkennest, mit dem du sprächest,  
 tû bâtis dir unnen sines kecprunnen.“  
 du hättest dir zu gönnen seines lebendigen Brunnen?  
 „disiu buzza ist sô tiuf, zo dero ih heimina liuf,  
 dieser Brunnen ist so tief, zu dem ich von Hause lief,  
 noh tû ne habis kiscirres, daz thû thez kiscephês:  
 noch hast du ein Geschirr, daß du davon schöpfeß:  
 vuâr maht thû, guot man, neman quecprunnan?  
 Woher kannst du, guter Mann, nehmen lebendigen Brunnen?  
 ne bistû, liuten kelop mër than Jâcob.  
 nicht bist du dem Volke berühmter mehr als Jakob.  
 „ther gab uns thesan brunnan; tranc er nan ioh sina man:  
 der gab uns diesen Brunnen; trank er ihn und seine Mannen:  
 sinu smalenôzzer nuzzun thaz vuazzer.“  
 sein Schmalvieh genoß das Wasser.“  
 „Ther trinkit thiz vuazzer, be demo thurstit inan mër  
 „Der trinket dies Wasser, bei dem dürstet ihn mehr;  
 der afar trinchit daz min, then lâzit der durst sin:  
 der aber trinket das meine, den läßt der Durst sein:  
 (is spr)angôt imo'n pruston in éuuôn mit luston.“  
 es springt ihm in der Brust in Ewigkeit mit Lust.“  
 „Hërro, ih thicho ze dir, thaz vuazzer gâbist dû mir,  
 „Herr, ich bitte zu dir, das Wasser gäbest du mir,  
 daz ih mër ubar tac ne liufi hera durstac.“  
 daß ich künftig über Tag nicht liese her dürstig.“  
 „vuib, tû dih anneauert, hole hera dinen uirt.“  
 „Weib mach dich fort, hole her deinen Mann.“  
 siu quat sus libiti, commen ne hebiti.  
 Sie sagte, so lebte sie, einen Mann hätte sie nicht.  
 „vueiz ih daz dû uuâr segist, daz dû commen ne hebit.  
 „Weiß ich, daß du wahr sagest, daß du einen Mann nicht hast.  
 dû hebitôs êr finfe dir zi uolliste.  
 du hattest eher fünf dir zum Beistand.  
 des mahtû sichûre sîn: nû hebit hênin der nis din.“  
 des kannst du sicher sein: jetzt hast du einen, der nicht dein ist.“  
 „Hërro, in thir uuigih scin, daz thû maht (forasago sîn);  
 „Herr, an dir werde ich gewahr, daß du magst ein Prophet sein;  
 for uns êr giborana betôtôn hiar in berega.  
 vor uns eher Geborne beteten hier auf dem Berge.  
 vnsêr altmâgâ suohtôn hia genâda:  
 Unsere Vorfahren suchten hier Gnade:  
 thoh ir sagant kicorona thia bita in Hjerosol(ima).“  
 doch ihr saget, erforen (sei) Das Gebet in Jerusalem.“

zwar insbesondere die kirchliche lateinische Poesie im Dienste der Musik pfl egten. Von diesen schrieb Ratpert nach lateinischen Vorlagen das Leben des heiligen Gallus in deutschen Versen. Leider ist uns dieser Lobgesang nur in einer lateinischen Übersetzung erhalten. Ihr Verfasser ist Ekkehard III., der um der schönen Melodie willen das Gedicht übertrug und dabei wohl die strophische Gliederung des Originals beibehielt. Ratpert wollte, daß sein Galluslied vom Volke gesungen werde, und auch Tutilo hat, wie Ekkehard III. berichtet, zu diesem Zweck deutsche Lieder gedichtet. Das Galluslied erzählt von der Missionstätigkeit des heiligen Columban und seiner Gefährten, von denen der heilige Gallus das Kloster St. Gallen gründete und bei einem Besuche Willimars in Arbon starb. An seinem Grabe geschahen Wunder. (Vgl. S. 51.)

Die eigentlichen S änger des deutschen historischen Liedes waren aber nicht die Geistlichen, sondern die sogenannten „Fahrenden“, deren Bedeutung für die nationale Dichtung schon in der Zeit der Karolinger ihren Anfang nimmt.

Durch den Vertrag von Meerssen (870) zwischen Karl dem Kahlen und Ludwig II. wurde der letztere Herr der deutschen Länder des karolingischen Reiches und so die sprachlich schon lange vorhandene Trennung auch politisch vollzogen. Nur vorübergehend wurde das Frankenreich unter Karl III. noch einmal in einer Hand vereinigt, denn schon 887 folgte dessen dauernde Teilung durch die Wahl Arnulfs zum König der Ostfranken und Odos von Paris zum König der Westfranken. Arnulf befreite durch den Sieg, den er bei Löwen an der Dyle über die Normannen davontrug, sein Reich von diesen Feinden und wußte durch eine Verbindung mit den Magyaren auch die von den Slaven drohende Gefahr abzuwehren. Bald aber bedrängten neue Feinde das Reich von außen, während im Innern die Adelligen seine Einheit und Widerstandskraft zerstörten, und an der Spitze des Reiches stand ein Kind. Nutzlos vergeudete Konrad von Franken (911—918) seine Kraft zur Wiederherstellung der Einheit des Reiches und zur Hebung des Königtums im Sinne Karls des Großen. Da verzichtete Konrad auf die Krone für sein Haus und ließ sie aus Liebe zu seinem Vaterlande auf seine Feinde, die Sachsen, übertragen. Diese übernahmen nun die Leitung der Geschicke Deutschlands.

## 2. Lateinische Hof- und Klosterdichtung und deutsche Prosa unter den sächsischen und den ersten salischen Königen.

Heinrich I. (919—936), mit dem die Reihe der Herrscher aus dem sächsischen Hause beginnt, gilt als der Gründer des Deutschen Reiches. Er schuf ein nationales Königtum, stellte die Einheit des Reiches im Innern her und sicherte es nach außen. Otto I. (936—973) befestigte die königliche Macht durch Schwächung der herzoglichen und erneuerte das karolingische Kaisertum. Im Jahre 962 wurde er in Rom zum Kaiser gekrönt und damit den Deutschen der Schutz und Schirm der Kirche übertragen. Um der übernommenen Aufgabe genügen zu können, mußte das Deutsche Reich geeinigt und das Nationalbewußtsein gehoben werden. Die Ottonen gaben dem letzteren Ausdruck, indem sie sich Reges Teutonicorum („Könige der Deutschen“) nannten. Eine der wichtigsten Folgen aber der Wiederaufrichtung des Kaisertums war die Erneuerung der Verbindung Deutschlands mit Italien, dem klassischen Lande der Künste und Wissenschaften. Der Einfluß Italiens auf die kulturelle Entwicklung Deutschlands machte sich bald auf allen Gebieten geltend. Handel und Gewerbe erblühen an der Donau und Elbe, Städte erstehen als Sammelpunkte des Verkehrs, unter der Anleitung der Geistlichen erheben sich bald großartige Bauten in einem Stil, der sich aus römischen und germanischen Elementen zusammensetzte und der romanische genannt wird. Die christliche lateinische Literatur, die unter den letzten Karolingern nur mehr in einzelnen Klöstern gepflegt worden war, fand jetzt am Hofe selbst wieder reiche Förderung. Da war es zunächst Bruno, Ottos I. Bruder, der, als Erzkaplan an die Spitze der königlichen Kapelle gestellt, diese in ähnlicher Weise zu einer Akademie gestaltete, wie es Karls Hofschule gewesen war. Selbst wohl bewandert in den Werken der Alten, auch des Griechischen wohl kundig, fand Bruno sein Vergnügen in wissenschaftlichen Unterredungen mit Gelehrten, von denen der Lothringer